

Alexander Göbel

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Sierra Leone

vom 6. Januar bis 16. Februar 2008

Sierra Leone – Zwischen Bürgerkriegstrauma und Neubeginn

Von Alexander Göbel

Sierra Leone, vom 6. Januar bis 16. Februar 2008



Inhalt

1. Zur Person	214
2. Prolog – „Seven Minutes in Hell“	214
3. Lumley Beach – Kicken mit Krücken	215
4. Die langen Schatten der Vergangenheit	218
4.1 Afrikas Milosevic – Der Prozess gegen Charles Taylor	218
4.2 War Beyond Reason – Der Krieg als Schwarzes Loch	223
4.3 Iron Gate – Reise zum Mittelpunkt des Krieges	228
4.4 Diamonds Are Forever – Vom Fluch der teuren Steine	235
5. Balancieren am Abgrund, oder: Sisyphus macht Staat	242
5.1. “Election Biznes Na Ol Man Biznes“	242
5.2. 2 Fut Arata – Musik als Opposition	246
5.3 Klin Salone – Die Stadt, der Müll und der Tod	249
5.4. Aschobi – Swank Couture für ein neues Land	253
5.5 Kampf um Anerkennung – Sichtbares und unsichtbares Leid	254
5.6 Fambul Tok und Fourah Bay – Versöhnung in Sweet Salone	256
6. Epilog	259
7. Dank	260

1. Zur Person

Alexander Göbel, geboren 1974, aufgewachsen in Bad Kreuznach, studierte in Bonn, Köln und in den USA Regionalwissenschaften Nordamerika, Politik und Geschichte; Volontariat bei der Deutschen Welle 2002-2004. Hat aus dem Kongo über die ersten freien Wahlen seit über 40 Jahren berichtet, Reportagen aus Süd-, Ost- und Westafrika mitgebracht. Schätzt Orwell für sein Zitat: „Wenn Freiheit überhaupt etwas bedeutet, dann das Recht darauf, den Menschen das zu sagen, was sie nicht hören wollen.“ Bedauert, dass die Welt nicht hören wollte, was sich in Sierra Leone abgespielt hat. Fühlt sich herausgefordert von der Diskrepanz zwischen der veröffentlichten Meinung und deren verzerrter Wahrnehmung in der Afrika-Berichterstattung. Wollte auch deshalb nach Sierra Leone, weil sich an kaum einem anderen Land in Westafrika so gut zeigen lässt, wie wichtig die Selbstheilungskräfte der Gesellschaft sind. Außerdem nimmt er die Warnung von Schriftsteller Pedro Rosa Mendes ernst – Sierra Leone ist überall: „Failed States. Die ‚fehlgeschlagenen Staaten‘ sind der ungeschliffene, trüb gewordene Spiegel von Veränderungen, die ihrer Natur und Logik nach genauso in der übrigen Welt geschehen können.“ Der Krieg ist vorbei, aber etwas Neues ist noch nicht definiert. Sierra Leone ist gezwungen, sich neu zu (er)finden. Vorbilder gibt es nicht.

2. Prolog – „Seven Minutes in Hell“

Ein Vierteljahrhundert soll er alt sein, der ausgemusterte südafrikanische Hubschrauber, in dessen Bauch ich sitze. Rechts, links und mir gegenüber zwölf weitere Passagiere, in der Mitte des Fluggeräts unser Gepäck unter einem schwarzen Netz. Ich klammere mich an Laptop und Rucksack – Sicherheitsgurte gibt es nicht, die fußballgroßen runden Öffnungen in der Wand hatten einmal Fenster. Wir alle haben für dieses Vergnügen stolze 70 US-Dollar gezahlt, um zu später Stunde noch nach Freetown zu kommen. UTAir, eine ukrainische Firma, hat das Monopol auf den Heli-Shuttleservice zwischen dem Flughafen in Lungi und Freetown. Man kann die dazwischen liegende Bucht und den Meeresarm des Atlantiks natürlich auch mit einer Fähre überqueren, doch die geht erst morgen wieder, und das Lungi-Hotel ist teuer. Oder man nimmt ein Taxi und fährt um die Bucht und die Halbinsel herum – das dauert bei wenig Verkehr die ganze Nacht. Und so bleibt mir nichts anderes übrig, als tief in die Tasche zu greifen und mich dem ohrenbetäubenden Lärm des Helikopters auszusetzen. Die Tür zum Cockpit ist offen, ich erkenne die Umrisse eines weißen Mittfünfzigers mit Dreitagebart, T-Shirt, Shorts und Flip-Flops. Ein sierra-leonischer „Flugbegleiter“ – immerhin in einer

Art Uniform – schreit gegen den Lärm an und informiert uns, der Flug dauere genau sieben Minuten, und der Pilot wisse, was er tue. „Seven minutes in hell“, murmelt ein britischer Geschäftsmann neben mir – ich bin ihm dankbar für den trockenen Humor, aber das Grinsen fällt mir schwer. Dann erzählt er, dass die Vorgängerfirma Paramount seit gut einem Jahr nicht mehr fliegen dürfe: „Grounded.“ Mir wird flau. Beim Absturz eines der beiden Paramount-Helikopter seien 21 Anhänger der togoischen Fußball-Nationalmannschaft umgekommen, die ihr Team zu einem Länderspiel gegen Sierra Leone begleitet hätten. Unter den Opfern sei auch der Sportminister von Togo gewesen. „And do you know what their ads say? Your security is not important to us. It's Paramount.“ Der Brite klopf sich auf die Schenkel. Manchmal ist der Unterschied zwischen einem Punkt und einem Bindestrich eben riesengroß.

Gleich sind wir da – nur sieht man nichts. Kein Hinweis darauf, dass wir in wenigen Minuten in einer Stadt mit mehr als einer Million Einwohnern landen. Da unten ist es absolut dunkel – bis auf ein paar Häuser und Straßenzüge, die ganz offensichtlich mit dem Strom von dieselbetriebenen Generatoren beleuchtet werden. NPA, der Strom der Nationalen Elektrizitätsbehörde, ist zumindest zum Jahresbeginn noch Glücksache. Sierra Leone liegt im Dunkeln – im Dunkel der Nacht, aber auch im Schatten der Weltöffentlichkeit, immer noch. Eigentlich lächerlich, denke ich, als wir am Helipad in Aberdeen aufsetzen. „Seven minutes in hell.“ Von wegen. Die rund fünf Millionen Menschen in diesem Land haben schließlich mehr als zehn lange Jahre in der Hölle verbracht. Salone, a de cam.¹

„Ousssmaaaane!“ Im Haus nebenan schreit Mama Kargbo mal wieder nach ihrem Kleinsten. „Lord have Mercy with us Africans“ dröhnt es in voller Lautstärke aus dem batteriebetriebenen Radio. Der Balkon hängt voller Wäsche. Mama Kargbo bügelt mit einem Kohle-Bügeleisen. Mehr als zehn Minuten werden auf Radio Democracy 98,1 FM Todesanzeigen verlesen. „Meericyiee Shiiiiip!“ Ein kleines Mädchen geht über die staubige Straße vor meinem Haus. Auf dem Kopf trägt sie eine Plastikschüssel mit Fisch. Der Erlös geht an Mercy Ship, die Klinik für Frauen, die gleich hier um die Ecke liegt. Es ist das einzige Krankenhaus weit und breit, das sich um die Folgen von Vergewaltigung und Beschneidung kümmert. „Ousssmaaaane!“ Wir sind in Freetown, Aberdeen. Meine Nachbarn, mein Zuhause. Eine leichte Brise weht durch die Kokospalmen.

¹ Auf Krio: „Sierra Leone, ich komme.“

3. Lumley Beach – Kicken mit Krücken

Jede seiner Bewegungen muss unendlich viel Kraft kosten, und doch ist sein Gesicht ein einziges Lächeln. Joseph ist nicht zu übersehen, nicht nur wegen seiner langen Dreadlocks, dem bunten APC-Shirt² und den unglaublich starken Armen. Aber die braucht er auch, denn auf ihnen lastet der gesamte Körper. Gestützt auf viel zu große Holzkrücken zieht er die Beine nach und kämpft gegen den Sand von Lumley Beach. Sein Unterkörper wurde vor zwölf Jahren bei einem Autounfall zertrümmert – mit seiner Mutter war er damals unterwegs zum Markt von Koidu, als sie in einen Hinterhalt der Rebellen gerieten. Seine Mutter hat den Sturz des Lkw in die Böschung nicht überlebt. Nach drei Jahren Krankenhaus kam Joseph mit seinem kleinen Bruder nach Freetown. Heute betreiben sie hier in Aberdeen einen Mini-Kiosk, der läuft mehr schlecht als recht. Nebenbei stellt Joseph Ketten, Armbänder und kleine Schnitzereien her – deshalb ist er immer am Strand unterwegs, auf der Suche nach neuen Kunden. „Mister Alex, frag’ einfach nach dem Culcha Man!“ Und dann strahlt er wieder über das ganze Gesicht.

Joseph gehört zu den sichtbarsten Opfern des brutalen Bürgerkriegs, der zwischen 1991 und 2002 in Sierra Leone gewütet hat – zu den Amputierten und Kriegsversehrten. Sie haben noch heute keine starke Lobby, der blanke Staat zahlt ihnen keine Entschädigung. Mit dem seelischen Trauma und ihrem Alltag als Behinderte müssen sie selbst fertig werden. Im ärmsten Land der Welt sind sie auf sich gestellt und wissen: Nur gemeinsam sind sie stark. Aber wer sagt eigentlich, dass man zwei Beine braucht, um gut Fußball zu spielen?

Eigentlich ist es wie immer am Lumley Beach, dem langen Stadtstrand von Freetown. Überall rollt der Ball. Im Sand werden notdürftig Linien eingezeichnet, die Tore sind selbstgebaut. „Komm, ich zeig’ Dir was“, sagt Joseph. Am Samstagmorgen gehört der Strandabschnitt neben Harry’s Bar den so genannten Amputees. Genauer gesagt der Nationalmannschaft der Amputees. Joseph verkauft den Spielern „exklusiv“ Wasser zum Spezialpreis, er ist zu ihrem Maskottchen geworden. Insgeheim kommt er hierher, um sehnsüchtig die anderen spielen zu sehen, weil sein eigener geschundener Körper das nicht zulässt. Aber er ist wenigstens dabei. Ins Wellenrauschen mischt sich das Klappern der Krücken. Spieler brüllen sich an oder feiern ein Tor. Übersteiger und Dribblings sieht man hier nicht, dafür aber akrobatische Körperbeherrschung. Schneller kann man auch auf zwei Beinen nicht laufen. „Wir sind stark, wir können alles erreichen. Wenn wir Fußball spielen, sind wir glücklich. Dann vergessen wir ganz einfach, dass unsere Beine fehlen“,

² *All People’s Congress, die Partei des neuen Präsidenten Ernest Bai Koroma*

sagt Team-Kapitän Maxwell Fornah. Eigentlich sagt er: „Then we forget that we are not complete.“ Vollständigere Fußballer, also Ballkünstler mit mehr Leidenschaft und Biss, kann ich mir allerdings kaum vorstellen. Die Rebellen haben Maxwell erwischt, es war 1992, im Osten des Landes, beim ersten Angriff auf Kailahun. Der Stumpf seines linken Beins ruht auf dem Krückengriff. Der Schweiß rinnt ihm über das Gesicht. „Sie haben nur auf mich geschossen, weil ich meine Schuluniform trug. Ohne die Rettung durch das Rote Kreuz hätte ich nicht überlebt. Das werde ich denen nie vergessen. Gott schütze sie.“ Teamkollege Bayoh Evans war Soldat in der sierra-leonischen Armee und musste 1991 den Angriff der Rebellen miterleben. Noch heute ist er Verteidiger, allerdings nicht mehr mit der Waffe in der Hand, sondern auf dem rechten Flügel. „Eine Granate ist direkt vor mir explodiert“, erzählt Bayoh. Sein rechtes Bein wurde zerfetzt. Er wurde aus der Armee entlassen, irgendwann stieß er zu dieser Gruppe. „Ich war am Boden zerstört. Aber meine Jungs hier haben das gleiche Schicksal, und mit ihnen zusammen zu sein, das macht mir Mut, weiterzuleben.“ Natürlich – Fußball kann man nicht essen. „Der Fußball bringt uns kein Geld, aber er bringt uns zusammen, er schenkt uns Freude. Irgendwie ist das sogar mehr wert als Geld!“

Die Spieler sind zum Idealismus verdammt. Es gibt für sie keine Jobs in der Stadt – und erst recht keine Sponsoren. Sie haben nur die Sportkleidung, die sie am Leib tragen, ihre Krücken sind denkbar ungeeignet für den harten Einsatz im Zweikampf auf dem Sandplatz. Trainieren können sie nur einmal pro Woche – das liegt auch daran, dass sie schlecht essen und sowieso nicht wissen, wie sie aus allen Ecken der Stadt zum Training kommen sollen, sagt Nationaltrainer Moses Mambou, der einzige Nichtbehinderte. Er engagiert sich, weil sein Bruder im Krieg das rechte Bein verlor und heute der Torwart des Teams ist. „Es ist ein Geschenk Gottes, dass die Jungs jeden Samstag hierher kommen“, sagt Moses. „Sie sind die ganze Woche auf der Straße und betteln, damit sie sich das Poda Poda³ leisten können.“ Nirgendwo sonst als am Lumley Beach habe ich je besser verstanden, was Fußball-Leidenschaft bedeutet. Die Amputees fühlen sich hier endlich wieder als Menschen, als Teil der Gesellschaft. Moses nimmt meinen Arm. „Als sie ihre Gliedmaßen verloren haben, dachten die meisten, ihr Leben sei zu Ende. Aber das Fußballspielen mit ihren Leidensgenossen – das hat für sie alles verändert.“ Gerade fällt das 2:1 für die Erste Mannschaft gegen die Ersatzspieler – der Jubel ist groß.

Sierra Leone ist natürlich nicht das einzige Land, in dem körperlich Behinderte Fußball spielen. „Aber in Sierra Leone ist das schon etwas Besonderes“, erklärt Teamsprecher Albert Manley. „In keinem anderen Land, au-

³ Poda Poda – „Minibus“ auf Krio

ßer vielleicht in Angola, haben die meisten Spieler ihre Beine durch den Krieg verloren. Oder kennst Du ein anderes Land, in dem Menschen anderen Menschen mit Macheten die Gliedmaßen abhacken? Heute wollen diese Spieler zeigen, dass der Fußball sie zu Friedensbotschaftern gemacht hat.“

Mit Argusaugen beobachtet Albert Manley das Training. Er bedauert es sehr, dass Fußball-Superstar und UNICEF-Botschafter David Beckham es offenbar nicht für nötig gehalten hat, bei seiner Stippvisite im ärmsten Land der Welt auch die Amputees zu besuchen. Mit einem Learjet wurde Beckham nach Kenema eingeflogen, für das UN-Kinderhilfswerk klapperte er ein paar Termine ab. Davon erfuhren die Amputees natürlich viel zu spät, klagt Albert. „Nichts ist passiert. Man hat ihn sozusagen in geheimer Mission durch die Stadt gekarrt, dann ein paar Fotos gemacht, das war’s. Die Spieler hätten ihn gerne empfangen um ihm zu zeigen, was sie draufhaben. Und er hätte die Pflicht gehabt, diese Kriegsgesopfe kennen zu lernen.“ Ob Beckham weiß, wie verrückt die Sierra Leoner nach der britischen Premier League sind? Hier auf dem Platz hätte er einige Doppelgänger sehen können. Und dann hätten Bayoh und die anderen ihm gesagt, dass sie ihre mühsam zusammengesparten chinesischen Fake-Trikots von Chelsea, Manchester United oder Liverpool wie einen Augapfel hüten. Aber was soll’s. Stürmer Moussa Mansaray, mit 17 der jüngste Spieler im Team, hat sowieso andere Vorbilder. „Ballack mag ich sehr gerne, Oliver Kahn, Lehmann, Klose. Das sind sehr gute Spieler. Zur Hölle mit Beckham.“

Die Mannschaft, die sich aus den besten behinderten Spielern des Landes zusammensetzt, hat gerade erst das Finale im Africa Cup of Nations gegen den Nachbarn Liberia verloren, mit 0:1. Trotzdem: „We are the best team in Africa“, glaubt Torjäger Mohammed Lapeah. Sein rechtes Bein musste nach einem Rebellenangriff unterhalb des Knies abgenommen werden. Gerade hat er seinen Schulabschluss nachgeholt. Er hofft, dass er bald aufs College gehen kann – er will Strafrecht studieren und die Kriegsverbrechen in seinem Land aufklären. Aber Fußball spielt er natürlich weiter. Sein rechtes Bein will er nicht zurück. „Das würde nichts an meiner Lage ändern. Ob wir behindert sind oder nicht – alle Menschen in Sierra Leone sind auf die eine oder andere Weise krank.“

4. Die langen Schatten der Vergangenheit

4.1 Afrikas Milosevic – Der Prozess gegen Charles Taylor

Man kann es Schicksal nennen oder gutes Timing – ausgerechnet am Tag meiner Ankunft, am 6. Januar, wird der Prozess gegen Liberias Ex-Präsident

Charles Taylor wieder aufgenommen. Ich selbst werde Zeuge. Ich beobachte zwei Monate lang, wie die Vergangenheit sich in die Gegenwart und wohl auch in die Zukunft Sierra Leones hineinfrisst. Charles Taylor, der Mann, der vielen schon als „Afrikas Milosevic“ gilt, muss sich als erster afrikanischer Staatschef vor dem UN-Sondertribunal für Sierra Leone verantworten. Immerhin ein Umstand, der den Richter und US-Strafrechtler David Crane ins Schwärmen geraten lässt: „Die Herrschaft des Rechts wird sich als stärker erweisen als die Herrschaft der Gewehre“, zitiert ihn der „Spiegel“ wohlwollend. 30.000 Seiten umfasst die Anklageschrift. Mord, Rekrutierung von Kindersoldaten, Verstümmelung von Zivilisten, Zwangsarbeit, Vergewaltigung, kurz: Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Lord of War. Taylor spielt eine besondere Rolle in Sierra Leones elfjährigem Bürgerkrieg. Der Sondergerichtshof gab die Anklage gegen ihn im Juni 2003 bekannt. Taylor flüchtete jedoch ins Exil nach Nigeria. Drei Jahre später, am 29. März 2006, wird Taylor für den Prozess ausgeliefert. Nachdem der Sondergerichtshof aus Sicherheitsgründen um die Verlegung des Prozesses gebeten hatte, haben die Niederlande zugestimmt, den Prozess in Den Haag abzuhalten. Jedoch wurde die Bedingung gestellt, dass Taylor nach dem Urteilspruch das Land verlassen müsse. Im Juni 2006 hat Großbritannien angeboten, Gefängnisräume für Taylor zur Verfügung zu stellen, falls er verurteilt wird. Unmittelbar nach Beginn, im Sommer 2007, wurde der Prozess auch schon wieder unterbrochen, und alle Welt befürchtete ein ähnliches Spiel der Taktik und der Verzögerungen (und damit eine Verhöhnung der Opfer) wie im Fall des serbischen Kriegsverbrechers Slobodan Milosevic.

Seit Januar 2008 also werden die Verhandlungen fortgeführt. In Sierra Leones Hauptstadt Freetown verfolgen die Menschen den Prozess aufmerksam – live aus Den Haag, übertragen im Großen Saal des mit Mauern, Stacheldraht und finster dreinblickenden chinesischen Blauhelmsoldaten gesicherten Sondergerichts in Freetown. Es sieht aus wie ein unbekanntes Flugobjekt, und in seiner modernen Architektur aus Stahl, Holz und Glas will es so gar nicht in die heruntergekommene Umgebung passen. Ob das wohl auch im übertragenen Sinne gilt, geht mir durch den Kopf, als ich nach gefühlten drei Stunden Sicherheitscheck endlich meine Akkreditierung bekomme.

Schon am frühen Morgen sitzen hunderte Besucher dicht gedrängt auf den harten, braun lackierten Zuschauerbänken. Sie starren auf die vier großen Bildschirme und trauen ihren Augen und Ohren nicht, als Wamunya Sherif, einer von Charles Taylors engsten Vertrauten, seinen früheren Chef schwer belastet. „You mentioned several rice bags in which they were hiding arms... what kind of arms?“, fragt die Richterin. Antwort: „AK 47.“ Es geht um Lieferungen von Waffen und Munition aus Liberia an die RUF, die Rebellen der „Revolutionary United Front“, um Edelsteine und um die

„Odessa-Connection“. Taylor hat die RUF finanziert und mit Waffen aus alten Ostblock-Beständen ausgerüstet, um eine ihm nicht genehme Regierung in Freetown loszuwerden – vor allem deswegen, um sich den Zugang zu Diamanten und anderen wertvollen Rohstoffen seines Nachbarlandes zu sichern. „Sierra Leone, too, will taste the bitterness of war“, hatte Taylor 1990 gedroht. Da war er noch nicht Präsident, sondern Rebellenführer, und er schwor Rache dafür, dass Sierra Leones damalige Regierung die westafrikanische Eingreiftruppe ECOMOG in ihrem Bemühen unterstützte, den bereits tobenden Bürgerkrieg in Liberia zu beenden. Ein Jahr später wurde Taylors Drohung wahr.

Wamunya Sherif gilt als einer der Hauptzeugen der Anklage. Schwer bewacht von zwei Sicherheitsbeamten sieht man Taylor in Den Haag in der zweiten Reihe des Saales sitzen, er trägt einen eleganten blauen Anzug mit gelber Krawatte, dazu eine getönte Brille mit Goldrand. Bei der Aussage seines früheren Ziehsohnes verzieht er keine Miene. Neben mir sitzt der 82-jährige Bob Johnson – er lässt sich keinen Prozesstag entgehen. „Taylor hat uns hier in Sierra Leone aufs Schlimmste leiden lassen. Ich will mir das alles ganz genau anschauen, was da in Den Haag vor sich geht. Ich habe meinen Bruder verloren, in der Provinz, die Rebellen haben ihn erschossen, einfach so, weil er sie nicht unterstützen wollte.“ Geschichten wie diese hört man oft in Sierra Leone. Und noch ganz andere. Geschichten unvorstellbarer Grausamkeiten, denen im Bürgerkrieg zwischen 1991 und 2002 insgesamt bis zu 120.000 Menschen zum Opfer fielen. Jeder kennt einen Ermordeten und im Zweifelsfall auch einen Mörder. John Abu-Kpawoh hat die Welle der Gewalt damals als Teenager überlebt. Heute ist er 26, studiert Umwelttechnik und gehört zur Elite seines Landes. Vergessen – das kann er nicht. Bis auf seine Eltern wurde die ganze Familie getötet. „Du kannst die Spuren des Krieges noch heute sehen, er ist ja erst seit sechs Jahren vorbei. Die sichtbarsten Opfer humpeln hier in Freetown und überall im Land herum, es sind die Menschen, denen die Rebellen Hände oder Füße abgehackt haben“, sagt John. Er fängt an zu zittern. „Oder die Frauen, die vergewaltigt oder zum Geschlechtsverkehr mit ihren Söhnen gezwungen wurden; oder die Kindersoldaten, die Jungs und Mädchen, die heute nicht mehr wissen, was sie damals im Drogenrausch alles getan haben. Das alles sind Dinge, die uns bekannt sind seit der Wahrheits- und Versöhnungskommission. Und es ist nur folgerichtig, dass jetzt auch Mister Taylor für diese Verbrechen verantwortlich gemacht wird.“ Dass das Sondergericht laut Mandat nur die „Personen mit der größten Verantwortung“ anklagen kann, war anfangs schwer zu vermitteln. Aber inzwischen hat sich herumgesprochen, dass hier ein Gericht – wenn auch ein finanziell schlecht ausgestattetes – der Straflosigkeit den Kampf ange-

sagt hat. Es gibt in Sierra Leone kaum ein Dorf, das noch nicht von Vertretern des Sondergerichts über seinen Sinn und Zweck aufgeklärt worden ist. Auch ein Verdienst von Peter Andersen, dem Pressechef des Sondergerichts. „Die Verbrechen, die hier begangen wurden, beurteilen manche schließlich als die schlimmsten auf der ganzen Welt seit einem halben Jahrhundert“, erzählt Peter. Sein Büro liegt in einem der vielen weißen Container im Hochsicherheitstrakt. Kaum einer kennt das Land so gut wie er. Vor zwanzig Jahren kam der zurückhaltende US-Amerikaner aus Minnesota als Peace Corps Volunteer hierher. Heute ist er Ende Vierzig und mit einer Sierra-Leonerin verheiratet. Mit ihr hat er zwei Kinder, spricht als einer der ganz wenigen Weißen fließend Krio und lebt seit langem in Freetown. Er zeigt mir seine brillanten Fotos und seine Homepage Sierra Leone Web – die vielleicht beste Seite über Politik, Kultur und Geschichte dieses Landes. Sogar Original-Dokumente aus Bürgerkriegszeiten, Radioprotokolle, Kochrezepte und Redensarten auf Krio sind dort zu finden. Über einen kleinen Bildschirm verfolgen wir die Verhandlungen in Den Haag weiter. „Mit dem Tribunal wollen wir die Straflosigkeit in diesem Land bekämpfen und dafür sorgen, dass so etwas nie wieder passiert. Mit guter Regierungsführung kann man Sierra Leone vielleicht ein paar Jahre stabilisieren, aber das allein reicht nicht. Wenn die Politik nicht mit Recht und Gesetz unterfüttert wird, dann bedeutet das sogar noch mehr Probleme für die Zukunft“, warnt Peter. Immerhin: Das Sondergericht für Sierra Leone ist ein so genanntes ad-hoc-Tribunal und kümmert sich prinzipiell um alle Fälle nach 1996 – also um eine ziemlich lange Zeitspanne seit Ausbruch des Krieges. Der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag dagegen darf nur Verbrechen verfolgen, die nach seiner Einsetzung geschehen sind, also nach 2002.

Natürlich ist Taylor nicht allein für den Krieg in Sierra Leone verantwortlich, das weiß jeder in Freetown. Aber Foday Sankoh, Rebellenführer der RUF, starb Ende Juli 2003 im Gefängnis und entging seinem Urteil, andere mutmaßliche Schlächter wie RUF-General Sam Bockarie („General Mosquito“) oder Johnny Paul Koroma von den Rebellen der AFRC (der Boss des Armed Forces Revolutionary Council, den alle nur „Angel“ nannten) wurden notgedrungen für tot erklärt oder sind untergetaucht. So wird der Prozess gegen Liberias Ex-Präsident Taylor zum Symbol – und zur Messlatte für Gerechtigkeit.

Nur kann ein Gericht allein natürlich nicht die Gräueltaten und Traumata von elf Jahren aufarbeiten. „Der Idealfall –“, sagt Peter Andersen, „das wäre eine Kombination aus internationalem Tribunal zur Strafverfolgung der Hauptverantwortlichen, einer Wahrheits- und Versöhnungskommission, sowie einer nationalen Strafjustiz, die gegen die vermeintlich kleinen

Fische vorgeht.“ Aber das Sondergericht ist finanziell zu schwach ausgestattet, und von einer nationalen Justiz kann derzeit keine Rede sein, auch knapp sechs Jahre nach Kriegsende nicht. Die Wahrheits- und Versöhnungskommission hat zwar einen viel beachteten Bericht herausgegeben, aber wichtige Teile sind bis heute nicht umgesetzt. Und außerdem: Hand aufs Herz – in einem Land, in dem rund 70 Prozent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben können, hat ein mehrere tausend Seiten starker Text keine Durchschlagskraft.

Dennoch: Charles Taylor steht vor Gericht – auch wenn der Konflikt in Sierra Leone mit all seinen Grausamkeiten nicht ausschließlich ein „Taylor-Krieg“ war, sondern ein brutaler Wirtschaftskrieg, den man viel weiter fassen muss – und an dem noch ganz andere mitverdient haben. In Sierra Leone gibt es nicht nur Diamanten, sondern auch Gold, Bauxit und andere Edelmetalle. Der Profit daraus ist niemals der ansässigen Bevölkerung zugute gekommen, sondern wurde von der politischen Elite in Freetown geraubt. Nun gibt die internationale Gemeinschaft sehr viel Geld aus, um Charles Taylor quasi symbolisch zu verurteilen. Bis spätestens Ende 2009 soll das Urteil feststehen. Ob lebenslänglich oder nicht – das ist den Prozessbeobachtern in Freetown nicht so wichtig. Student John Abu-Kpawoh würde selbst gerne in Den Haag gegen Taylor aussagen – und dem Mann in die Augen sehen, der ganz Westafrika destabilisiert hat: „Was ich ihm sagen würde?“ John ballt die Faust, sein Gesicht verfinstert sich. „Ich würde ihm gerne sagen: Sie haben die Jugend von Sierra Leone zerstört. Aber nicht nur das! Mister Taylor, Sie waren der größte Financier dieses Krieges. Sie sind auch daran schuld, dass wir den letzten Platz auf dem Human Development Index belegen. Die Infrastruktur ist einfach total zerstört durch den Krieg! Viele Menschen hatten nie Gelegenheit, zur Schule zu gehen. Dazu kommen die Vertriebenen und die Flüchtlinge usw. – die Liste ist lang. Und deswegen bin ich froh, dass Sie vor Gericht stehen.“

Reicht das, um die Toten zu sühnen und den Überlebenden in Sierra Leone genüge zu tun? Wer zahlt Entschädigung an die Verstümmelten, die Vergewaltigten, die Kriegswitwen? Der Staat ist pleite, der Haushalt am Boden, Paragraphen kann man nicht essen. Und einem eingesperrten Taylor geht es allemal besser als einem freien Bauern im Hinterland von Bo, Kenema oder Kailahun. Ich spüre, dass Gerechtigkeit und Versöhnung von diesem Gericht nur in „technokratischer“ Hinsicht zu erwarten sind – für etwas anderes ist es nicht geschaffen. Ich lasse mich an diesem Tag noch beeindrucken vom souveränen Eindruck der UN – hier, hinter Mauern und Stacheldraht. Doch die Justiz ist keineswegs so klinisch, so antiseptisch, wie ich es hier vermute. Noch habe ich nicht die geringste Ahnung, was bei meiner Reise in die Provinz auf mich wartet – und das ist zu diesem Zeit-

punkt auch gut so. Vielleicht ahnt auch Peter Andersen, dass ich nach ein paar Wochen anders über „Gerechtigkeit“ denken würde – und lädt mich am Abend zu sich und seiner Familie nach Hause ein. Seine Frau sei berühmt für ihre Cassava Leaves.

4.2 War Beyond Reason – Der Krieg als Schwarzes Loch

Kriegs-Erklärung. Die Ereignisse zu ordnen und zu verstehen, ist eine beklemmende Zeitreise. Aber ich muss es versuchen. Andererseits sind T-Shirts mit dem Aufdruck „Don't Mention the War“ gerade sehr in Mode, und sie geben die schnoddrige Antwort auf die dringendste – und auch die naivste – aller Fragen der Neuankömmlinge: Warum? Und Fragen stelle ich viele, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit. Doch Taylor-Prozess hin oder her: „It's a pity. Time to move on“, winken die Männer in den Kneipen vor dem Fisch-Hafen in Goderich ab, und auch die Frauen in den Nähstuben entlang der Kissy Road. It's a pity? Offenbar will in Sierra Leone niemand mehr wirklich über den Krieg reden – präsent ist er sowieso, überall. Auch mitten in Freetown. Viele Gebäude in der Innenstadt weisen riesige Einschusslöcher auf, die riesige ehemalige Stadtverwaltung steht seit dem Rebellenangriff vom 6. Januar 1999 leer – ein grauer, zerschossener, stiller Zeuge der Gewalt. Einkapselte Vergangenheit, drum herum geschäftiges, chaotisches Treiben. Straßenlärm, Abgase, der Geruch von Fisch, bunte Stoffe, Obst, Schuhe, petty trading – eigentlich wie in jeder afrikanischen Stadt. UNAMSIL, mit rund 15.000 Mann damals größte Blauhelmsgruppe der Welt, wurde inzwischen abgezogen, aber die Vereinten Nationen bauen mit der wesentlich kleineren Mission UNIOSIL weiter an den friedlichen Strukturen des Landes. Nach wie vor ist das Mamy Yoko Hotel in Aberdeen das Zentrum der internationalen Friedenstruppe. Die unzähligen Hilfs- und Nichtregierungsorganisationen dominieren das Stadtbild, die neue US-Botschaft ist auf dem Leicester Peak hoch über der Stadt ebenso wenig zu übersehen wie IMATT mit seinen Fahrzeugen und einem beeindruckenden Kasernenkomplex. Das „International Military Assistance and Training Team“ ist nicht mit den UN-Blauhelmen zu verwechseln und steht unter britischer Führung. Gegründet wurde IMATT nach dem Kampf der „Special Air Forces“ gegen die letzten Reste der Rebellen in Freetown. Die Militärberater bauen die sierra-leonische Armee auf – bei mir bleibt aber nicht zuletzt wegen des berüchtigt ruppigen Auftretens von IMATT-Vertretern immer ein fader Beigeschmack des (Post-)Kolonialismus.

Ich beobachte ihn lange vom Balkon eines Cafés in der Charlotte Street, Ecke Lightfoot Boston, bevor ich beschließe, ihn zu treffen: „Ach, das ist

der ‚Cowboy‘, jeder kennt ihn“, erfahre ich vom Nachbartisch. Er ist ein wandelndes Mahnmal. Jeden Tag wandert er durch die Innenstadt von Freetown. Perfektes Cowboy-Outfit. Dunkelgrüne Hose, schwarze Stiefel, dunkle Lederweste mit Fransen, schwarzer Stetson. Nur ein Lasso schwingt er nicht mehr, sagt der hochgewachsene 47-Jährige, der eigentlich Franklin heißt, aus Kenema stammt und nach reichlich Palmwein riecht. Seine unfassbar sarkastische Art, damit fertig zu werden, dass er keine Hände mehr hat. Übrig sind nur zwei Stümpfe, deren frische, strahlend weiße Verbände sich vom Rest der dunklen Erscheinung abheben – ein eigentlich unmöglicher Anblick, der einem das Blut in den Adern gefrieren lässt und in den Augen schmerzt wie Magnesiumfeuer. Der „Cowboy“ war einmal Regierungsbeamter, und er soll der Allererste gewesen sein, an dem der AFRC damals am 6. Januar 1999 beim Marsch auf die Stadt ein Exempel statuiert hat. Überprüfbar ist das nicht – aber Zehntausende sollten seinem Schicksal folgen. Heute ist „Cowboy“ zum Betteln gezwungen, wie auch viele andere Amputees in Downtown. „How de day, bro?“ „Wie geht’s Dir heute?“ „Oh, Sah, small small.“

Was die eher zufällige Begegnung mit Franklin bedeutet, wird mir erst am Abend klar. Er ist einer von vielen. Aber sein Leben markiert die Zeitläufte, denn „Cowboy“ ist ziemlich genau so alt wie sein Land frei ist. Am 27. April 1961 erlangt Sierra Leone nach 153 Jahren kolonialer Herrschaft die offizielle Unabhängigkeit. Die kommenden 30 Jahre bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs sind vor allem von Militärumstürzen, Korruption und Wahlbetrug gekennzeichnet. Ethnisches Bewusstsein wird politisiert: Appelle an die ethnische Zugehörigkeit erweisen sich als der einfachste Weg, um Wählerstimmen zu gewinnen. Plötzlich ist es wichtig, ob man zu den Mende gehört (vertreten vor allem im Süden und Osten, außer im Distrikt Kono), den Temne (vor allem aus der Nordprovinz), den Limba, den Krio oder anderen.

Der gebürtige Limba Siaka Stevens nutzt diese neue Form der Spaltung aus. Er gründet die Einheitspartei All People’s Congress (APC) und regiert das Land als erster Präsident von 1968 bis 1985. Während seiner Amtszeit dienen die Ressourcen des Landes vor allem dem privaten Vorteil einer herrschenden Minderheit.

Die Folge: Die Gesellschaft bricht auseinander. Korruption, hohe Arbeitslosigkeit, die dramatische Zunahme von Drogenabhängigkeit, Analphabetismus und die zunehmende Militarisierung schaffen ein gesellschaftliches Klima, das den Ausbruch des Krieges im Jahr 1991 begünstigt. Die Menschen haben bald nichts mehr zu verlieren. Präsident Stevens kommentiert den Zustand des Landes lapidar mit den Worten: „Bildung ist kein Recht, sondern ein Privileg.“ Kaum jemand hat über diese Zeit besser und sensibler

geschrieben als Aminatta Forna in ihren bedrückenden Kindheitserinnerungen „The Devil that Danced on the Water“. Aminattas Vater, der Arzt Mohamed Forna, wird in dieser Zeit Finanzminister und tritt bald darauf wieder zurück. In einem öffentlichen Brief, der in Sierra Leone kontrovers diskutiert wird, prangert er die unvorstellbare Korruption innerhalb der Regierung an. Ermordet wird er im Juli 1975. „Wer weiß, wo Sierra Leone heute wäre, hätte dieser Mann überlebt“, höre ich immer wieder, wenn ich das Gespräch auf Mohamed Forna lenke.

„Stattdessen steuert das Land in den Siebziger Jahren aufs Chaos zu“, erzählt Lamin, der vom Taxifahrer und Krio-Übersetzer längst zum Freund geworden ist. Es ist eine Geschichte, die zumindest in ökonomischer Hinsicht an den Niedergang Simbabwe erinnert. Stevens' Nachfolger ist auch ein Militär: Joseph Momoh, ebenfalls von der Mende-orientierten APC, erklärt bald den wirtschaftlichen Notstand – nur, um sich selbst und seinen korrupten Beratern einen besonderen Zugang zu Sierra Leones Ressourcen zu sichern. „Die Leute haben schnell erkannt, dass Momoh zu schwach ist, um das politisch auseinanderdriftende Land zusammen zu halten“, sagt Lamin. Wir stehen mit seinem rostigen alten Toyota Corolla im Stau auf der Kissy Road und haben viel Zeit. „Die Währung verliert drastisch an Wert, Sierra Leone kann Ende der Achtziger Jahre kein Benzin mehr importieren, es kommt zu ersten langen Stromausfällen - Wasserkraft, wie sie heute im Süden von Freetown genutzt wird, war damals noch ein Fremdwort.“ Im September 1991 erklärt sich Momoh bereit zu einer neuen Verfassung, die die Einparteienherrschaft des All People's Congress beenden soll. Aber es ist zu spät – der Bürgerkrieg hat schon begonnen. Im März 1991 greifen Verbündete von Charles Taylor unter Führung des in Libyen militärisch ausgebildeten Armee-Hauptmanns Foday Sankoh zwei Dörfer im Grenzgebiet zwischen Liberia und Sierra Leone an. Es ist die Geburt der Revolutionary United Front (RUF). Sie terrorisiert die Bevölkerung und demoralisiert die schlecht ausgerüstete und unmotivierte Armee. Die RUF hat im Verlauf des Krieges mindestens 20.000 Rebellen unter ihrem Kommando, wenn nicht mehr. Auch wenn sie noch zu Beginn des Krieges verkündet, sie wolle die herrschende Elite zu einer gerechteren Verteilung des Reichtums zwingen, wird doch bald klar, dass mit dem Krieg lediglich eine neue Runde im Kampf um die natürlichen Ressourcen des Landes begonnen hat. Um jeglichen Widerstand zu brechen, geht die RUF äußerst brutal vor. Ihre Handschrift ist die Verstümmelung der Zivilbevölkerung mit Macheten und Äxten. Bald kontrolliert die RUF die Diamantenminen im Kono-Distrikt, rückt immer weiter nach Westen vor und drängt die sierra-leonische Armee zurück nach Freetown. Die Geschichte dieser Zeit erzählt der bewegende Hollywood-Film „Blood Diamond“ mit Leonardo Di Caprio. Lamin hat den

Film noch nicht gesehen – er würde ihn zu sehr an einen seiner Brüder erinnern, der damals im Busch von den Rebellen erschossen wurde.

Parallel zum Kriegsbeginn geht der Kampf um die Macht in Freetown weiter. 1992 putschen junge Armeesoldaten und bringen Captain Valentine Strasser an die Macht. Beim Kampf gegen die RUF erweist sich Strassers Nationaler Übergangsrat (NPRC) als ebenso schwach wie die Regierung Momoh. Daher heuert NPRC private Söldner der schon in Angola sehr erfolgreichen südafrikanischen Firma Executive Outcomes an – mit Erfolg. Die RUF wird zunächst an die Landesgrenzen zurückgedrängt. Dafür macht sich Executive Outcomes in der Diamantenregion breit.

1996 finden Wahlen statt, die der Zivilpolitiker Ahmed Tejan Kabbah von der Sierra Leone People's Party (SLLP) gewinnt. Er handelt mit der RUF das Friedensabkommen von Abidjan aus, doch die RUF will sich nicht entwaffnen lassen und wartet mit dem Bruch des Waffenstillstands nicht einmal, bis die Tinte auf dem Vertrag trocken ist. Deshalb nennt Peter Andersen vom Special Court das Abkommen von Abidjan auch den „ill-fated peace accord“. Nun beginnt die dunkelste Phase des Krieges – die Zeit der Militärjunta. Der „Armed Forces Revolutionary Council“ (AFRC) von Major Johnny Paul „Angel“ Koroma verbündet sich mit Foday Sankohs RUF und jagt Präsident Kabbah 1997 aus dem Amt. Die westafrikanische Wirtschaftsgemeinschaft (ECOWAS) schickt ihre ECOMOG-Truppen unter nigerianischer Führung. Ein Jahr später wird Koroma von ECOMOG gestürzt, Kabbah wird wieder als Präsident eingesetzt. Trotzdem – oder gerade deshalb – überziehen die Rebellen der RUF und des AFRC das Land mit einer Terrorwelle, unter der vor allem die Zivilbevölkerung zu leiden hat.

Die RUF kontrolliert 1999 bereits den Norden und den Südosten Sierrae Leones. Die auf 17.000 Mann verstärkte ECOMOG und die mit ihr verbündeten Kamajor-Stammesmilizen, die „Civil Defense Force“ unter der Führung von Samuel Hinga Norman, können nicht verhindern, dass die AFRC und RUF am 6. Januar große Teile Freetowns erobern und ein blutiges Massaker anrichten. Der Überfall auf die Hauptstadt ist als „January Six Invasion“ in die Geschichte Sierrae Leones eingegangen. Dabei kommen mehr als 4.000 Menschen ums Leben, Tausende werden verstümmelt, 200.000 Menschen müssen fliehen. „Wir wussten nicht, was passiert“, sagt Lamin, „wir waren in der Wohnung, draußen wurde den ganzen Tag und die ganze Nacht geschossen. Nach ein paar Tagen hatten wir nichts mehr zu essen. Aber wenn Du auf der Straße erwischt wurdest, warst Du tot. Hier ist übrigens das Pademba Road Prison, aus dem sie damals Johnny Paul Koroma befreit haben.“ Wenige Wochen nach January Six wird die Hauptstadt von ECOMOG zurückerobert. Die nigerianisch geführte Truppe bereichert sich an der sierra-leonischen Kriegswirtschaft

und bringt auch einige Diamantenfelder unter ihre Kontrolle. „ECOMOG – Every Car or Moveable Object Gone“, sagt Lamin hinter vorgehaltener Hand. Ein zynisches Akronym der Armee, die eigentlich doch den Sierra Leonern helfen sollte.

„Das musst Du Dir ansehen!“ An einem der improvisierten music stores in der Innenstadt besorgt Lamin für mich die unter dem Ladentisch gehandelten Videos von erschreckend brutalen Originalaufnahmen des January Six, und natürlich auch „Cry Freetown“ – Sorious Samuras viel beachtete Dokumentation der Menschenrechtsverletzungen, die nicht nur die Rebellen, sondern auch ECOMOG im Namen der Freiheit begangen haben. „Cry Freetown“ habe ich inzwischen gesehen, aber die anderen DVDs mit dem Rohmaterial des Kriegs stehen bis heute wie eingesperrte, böse Geister im Regal – und dort werden sie wohl auch bleiben.

Unter internationalem Druck unterzeichnen Kabbah und RUF-Führer Sankoh im Juli 1999 den Friedensvertrag von Lomé. Friedensstruppen der ECOMOG und der UN kommen ins Land, UNAMSIL, die Friedensmission der Blauhelme für Sierra Leone, wird gegründet. Leider ist sie zu diesem Zeitpunkt nur 6.000 Mann stark, denn als ECOMOG im April 2000 abzieht, bricht die RUF erneut den Waffenstillstand. Bei dem Versuch, zur Befriedung des Landes die ersten Kontingente von UN-Truppen in die Diamantengebiete zu entsenden, werden im Mai 2000 mehr als 500 Blauhelme von der RUF gefangen genommen. Der UN-Sicherheitsrat erhöht die Truppen auf über 13.000. England schickt Elitetruppen, um die Europäer zu evakuieren und einen erneuten Vormarsch der RUF-Rebellen auf Freetown zu verhindern, Foday Sankoh wird verhaftet und stirbt später im Gefängnis.

Nach massivem Druck der UN willigen die Kriegsparteien 2001 in Friedensverhandlungen ein, und mit dem Vertrag von Lomé sind die Kämpfe zu Ende. Am 18. Januar 2002 wird der Krieg offiziell für beendet erklärt. Im Mai 2002 finden freie Wahlen statt und Präsident Kabbah von der SLPP wird mit 70 % der Stimmen wiedergewählt, die Partei der ehemaligen Rebellen RUF (Revolutionary United Front Party) gewinnt keinen einzigen Sitz. Im Juli 2002 nimmt die Wahrheits- und Versöhnungskommission (TRC) ihre Arbeit auf. Nach südafrikanischem Vorbild und auf Drängen der UN eingesetzt, soll sie die Menschenrechtsverletzungen während des Bürgerkrieges dokumentieren und damit zur Versöhnung beitragen. In einem ersten Schritt hat die Kommission mehr als 8.000 Aussagen gesammelt. Der Friedensvertrag von Lomé gewährt den Tätern eine Generalamnestie, von der nur die Haupttäter ausgenommen sind. Im gleichen Jahr autorisiert UN-Generalsekretär Kofi Annan auf Antrag der Regierung von Sierra Leone die Einrichtung des Sondergerichtes für Sierra Leone.

„Nightmare, huh?“, fragt Lamin und schüttelt den Kopf. Es klingt alles wie ein unfassbar böses Märchen, das wahr geworden ist. Die Fakten muss man sich mühsam zusammenklauben, aber sie sind wenig greifbar. Sie rinnen einem gewissermaßen durch die Finger, weil der Verstand sich weigert, die Wahrheit anzunehmen. Und weil er ahnt, was sich hinter der Nüchternheit verbirgt. Der Krieg als Schwarzes Loch – elf Jahre lang haben Gewalt und die Gier nach Macht und Ressourcen alle Energie eingesaugt, die Gesellschaft ist geistig und moralisch völlig aus den Fugen geraten. Nun ist der Krieg vorbei, aber der Kampf um Macht und Diamanten geht weiter, und die Menschen kämpfen weiter. Ums Überleben, um ihre Würde.

Gedankenverloren höre ich, wie Lamin das Gespräch auf die perspektivlose Jugend des Landes lenkt. Er selbst würde gerne studieren oder eine Ausbildung machen, am liebsten irgendwas mit Computern. Aber das Geld fehlt, und Jobs gibt es auch nicht. Außerdem hat er Verantwortung für seinen Bruder. Seine Mutter ist nach wie vor in der Provinz, seit dem Krieg hat er sie nicht mehr gesehen. Und sie weiß nicht, dass er noch lebt.

4.3 Iron Gate – Reise zum Mittelpunkt des Krieges

Den ganzen Tag haben sie schon auf mich gewartet – in der feuchten Hitze, bei gut und gerne 30 Grad im Schatten. Ich bin untröstlich, aber meine Entschuldigung kann ich schon nicht mehr vorbringen, denn sie singen für mich. „Peace, Love and Harmony!“. Ich bin in der Nähe von Kenema, eine beschwerliche Tagesfahrt östlich von Freetown – die Straßen verdienen diesen Namen nicht, aber immerhin ist gerade keine Regenzeit. Auf einem Feld in Hanga Town werden Süßkartoffeln geerntet, und schon das ist ein kleines Wunder. Denn hier arbeiten keine gewöhnlichen Bauern, sondern Opfer des Bürgerkriegs – rund 80 kriegsversehrte Männer und Frauen, denen Arme, Hände, Beine, Ohren oder Lippen fehlen. Verwundet von den Kugeln oder den Macheten der Rebellen.

„These are your brothers and sisters in Africa!“, ruft der Dirigent des wuchtigen Chors. Die Gruppe schmettert „Peace, Love and Harmony“ – einen so bewegenden Willkommensgruß habe ich noch nie erlebt. Krücken klacken, ich blicke in inbrünstig singende Gesichter von Männern, Frauen, Jungen und Alten. Ich verdrücke Tränen.

Der Dirigent heißt Solomon Cooper, er ist der Vorsitzende der Gruppe. Ein Multitalent: Er kennt sich nicht nur bestens mit Landwirtschaft aus, sondern zeichnet, malt und singt mit seinem wunderschönen Bass, wann immer er Zeit hat. Die rechte Gesichtshälfte ist verbrannt, ihm fehlen der rechte

Arm und das rechte Ohr. Reden möchte er darüber nicht. Denn vor allem ist Solomon stolz auf seine Leute – und das Wort „Opfer“ gehört nicht zu seinem Wortschatz. „Wir fühlen uns hier wieder wie ganz normale Menschen“, erklärt er, „wir waren Farmer, bevor das alles passiert ist, und wir sind es heute wieder. Das gibt uns Kraft, und das ist das Wichtigste. Wenn Du mich hier siehst, wie ich mit der Schaufel und der Machete den Boden bearbeite, dann ist das ein Zeichen, dass es aufwärts geht mit uns. Auch wenn es anstrengend ist. Aber wir fühlen uns sehr gut dabei.“

Einen Hektar haben die Frauen und Männer bereits mühsam von Gestrüpp befreit und Beete angelegt. Hacken, Schaufeln, Saatgut und Know-how hat die GTZ gestiftet, die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit. Das Ackerland hat die Gemeinde zur Verfügung gestellt. Und wie in Freetown spielen die Amputees Fußball – sie waren sogar schon bei einem von der GTZ organisierten Turnier dabei.

Ein junger Mann mit rotem T-Shirt und verdreckter Jeans schubst mich an und deutet mit dem Daumen auf sich. „I’m a power forward“ – „Stürmer“, ganz recht. Ich muss ihn ziemlich ungläubig angeschaut haben, denn er lächelt mich an und nickt eifrig. Sein Name ist Tommy Idrissa, er ist Mitte 20. Wie die anderen Männer auf dem Acker versinkt er mit seinen Krücken im sandigen Boden, aber das stört ihn nicht. Viel schwerer fällt es ihm, über damals zu reden – als er sechzehn war, und als der Krieg in sein Dorf kam. Aber wann kommt schon mal ein „Stranger“, der ihnen zuhören will? „Die Rebellen haben mich erwischt“ sagt er. „Wir rannten um unser Leben, ein paar meiner Freunde wurden erschossen. Mich haben sie gefangen genommen. Ich wollte nicht als Soldat für sie kämpfen, ich wollte zur Schule gehen. Da haben sie mir mein rechtes Bein abgeschnitten.“

Long Sleeve or Short Sleeve – Langer Ärmel oder Kurzer Ärmel? Das war die gängige und doch unfassbare Frage vieler Täter an ihre Opfer, wenn es um das Abschneiden der Hände oder der Arme ging. Andere Rebellengruppen hatten sich auf den raffle draw spezialisiert: Das Opfer musste ein Los ziehen. Auch bei Tommy war das so. „Ich hatte die Wahl. Erblinden – dann bekam man flüssiges Plastik ins Auge. Oder sie würden mir das rechte Bein oder den linken Arm abschneiden, oder, wenn man die Vier zog, wurde man direkt erschossen. Darauf hatte ich damals gehofft, ehrlich. Aber ich habe die Zwei gezogen.“ Ich lege mein Mikrofon zur Seite und atme tief durch. Tommy klopft mir auf die Schulter und fragt, ob ich okay bin. Ich – okay? Die Soldaten hackten Tommys Bein mit einer stumpfen Axt ab – „so wurde der Schmerz noch größer. Sie mussten ganz schön oft zuschlagen, so leicht habe ich es ihnen nicht gemacht.“ Er hatte unvorstellbares Glück, dass ihn bald die Kamajors fanden und ins völlig überfüllte Choitram’s Krankenhaus nach Freetown brachten – sonst wäre er an Ort und Stelle verblutet.

Fatima, eine der wenigen Frauen in der Runde, hört aufmerksam zu – sie kommt aus Tommys Nachbardorf. „Als der Krieg 1991 begann, wurde mein Dorf als eines der ersten angegriffen“, berichtet sie. „Die Rebellen haben mich erwischt, und ich wurde von einer Kugel getroffen. Ich bin froh, dass ich nicht verblutet bin, aber dafür musste man mir mein Bein abnehmen. Ich war 15 damals, und es war schlimm für mich.“ Sie vertraue auf Gott, sagt sie, ihre Familie gebe ihr Kraft und Selbstvertrauen – auch wenn sie wohl nie das Geld für eine Prothese haben werde. „Weißt Du, mein Leben ist sehr viel besser, seit ich hier auf der Farm bin.“ Solomon nickt und mischt sich ein. „Du wirst niemals einen von uns sehen, der bettelt. Hörst Du, niemals! Das wären dann jedenfalls Leute, die nicht zu uns gehören, wir tun so etwas nicht.“

Viele Schlächter von damals sind bekannt, und sie leben heute sogar in der Nachbarschaft. Schwer zu ertragen für die meisten, aber eine bittere Realität, mit der die Menschen überall in Sierra Leone klarkommen müssen. Die Wahrheits- und Versöhnungskommission hat viel wichtige Arbeit geleistet und Täter und Opfer miteinander ins Gespräch gebracht. Die Wahrheit liegt auf dem Tisch. Doch zur Versöhnung ist es noch ein sehr weiter Weg. „Wir trösten uns gegenseitig“, sagt Solomon. „Wenn wir hier arbeiten, dann denken wir nicht über unsere Behinderungen nach oder über Entschädigung. Wir reden uns auch nicht ein, dass wir Amputees sind oder Kriegsversehrte. Das sind wir nur in den Augen der vermeintlich Gesunden.“ Und dann hakt er mich unter und zeigt mir stolz die Baustelle – ja, es wird gebaut auf dem Gelände. Bald werde es auf dem „Amputee Peace Drive“ mehr als 20 ordentlich gemauerte Steinhäuser aus Beton geben, eine echte Gemeinde werde hier entstehen. Und dann schiebt er nach: „You know, I’ll be a landlord soon!“. Er lächelt. „Das bedeutet, sie können mich hier nie mehr rausschmeißen.“

Als Gast in Hanga erfahre ich eine besondere Ehre – ich bekomme einen sierra-leonischen Krio-Namen. „Ab heute bist Du Ngor Joe“, sagt Solomon, „Bruder Joe, der älteste Sohn der Familie.“ Die Gruppe freut sich mit mir, um dann noch einmal ein Lied zu schmettern. „Es ist ein consolation song“, übersetzt Solomon feierlich. „Lasst uns einander vergeben. Ich meine – die Rebellen, das sind doch unsere Brüder. Und die Civil Defense Force, die Kamajors, das sind genauso Kämpfer für unsere Sache gewesen wie die Soldaten der Regierung. Wir haben miteinander und gegeneinander gekämpft, aber wir gehören doch zusammen. Lasst uns zu Gott beten, damit wir endlich Frieden haben und einander vergeben können.“

Solomon unterschlägt – wissentlich oder nicht – die Tatsache, dass viele Kamajors durchaus auf beiden Seiten der Front agiert haben – als „Sobels“: Tagsüber waren sie Soldaten, nachts Rebellen. Gegen Kabbah, für die sierra-leonische Armee, gegen die RUF. Und mit der Charta der Menschenrechte

unter dem Arm liefen auch sie nicht herum. Aber darauf kommt es Solomon auch nicht mehr an, es geht ihm um Versöhnung. Der Abschied fällt schwer. Unzählige Krücken wirbeln durch die Luft. Arme ohne Hände winken, als ich in den Jeep einsteige. Ngor Joe schweigt. Er wird wiederkommen.

Weiter geht es auf Schlammrutschen durch den dichten Urwald. Wir wollen noch bis nach Koindu, ins Grenzgebiet zu Guinea und Liberia. Auf dem Weg zwingt uns ein geplatzter Bremsschlauch am rechten Vorderrad zum Halt im kleinen Örtchen Talia – ein Straßendorf wie unzählige andere. Eine Schule, ein Sportplatz, ärmliche Behausungen. Die Bevölkerung lebt, wie fast im ganzen Land, von der Landwirtschaft. Auch hier Obst- und Gemüsestände mit Mangos, Orangen, Ananas, Zwiebeln, Gurken, Süßkartoffeln, Kochbananen. Ein paar Meter weiter werden Kakaobohnen zum Trocknen ausgebreitet. Wir müssen warten, bis aus Kenema ein Ersatzteil für den Landcruiser kommt, und das kann dauern. Zusammen mit Philip, einem meiner Begleiter, mache ich einen Rundgang durchs Dorf. Überall Kinder mit laufenden Nasen, löchrige und verdreckte Kleidung. Apathische Männer hocken im Schneidersitz am Feuer und trinken Tee. Sie nicken wortlos. „You can see they are not well“, flüstert mir Philip ins Ohr. Das ganze Dorf ist mangelernährt. Der Rauch beißt in den Augen – viele Frauen kochen das Mittagessen am offenen Feuer, meist erkennt man in den Töpfen den nur bedingt nahrhaften Klassiker: Maniokblätter und Reisbrei. Farmer Steven Goba kommt gerade aus dem Sumpf, den er und seine Nachbarn seit Monaten mühsam von Gestrüpp befreien. Hier soll eines Tages wieder Reis angebaut werden.

„Alles zugewuchert. Als die Rebellen kamen, sind wir alle aus den Feldern in den Busch geflohen, wir haben alles liegenlassen, und so sehen die Felder dann auch aus, wenn sie ein Jahrzehnt brachliegen!“ Mit der ganzen Familie ist er damals weggerannt, mit Vater, Mutter, seiner Frau und den drei Kindern. 1992 muss es gewesen sein. „We went to the bush“, sagt Steven. Kaum vorstellbare zwei Jahre war der Urwald das Zuhause der Gobas – das Dorf war von den Rebellen belagert, eine Rückkehr zur falschen Zeit wäre lebensgefährlich gewesen. „Als der Krieg endlich vorbei war und wir zurück konnten, war der ganze Ort so gut wie zerstört.“ Wenn man sich umschaute, erkennt man, dass die meisten Häuser eigentlich relativ neue Lehmhütten sind – eckige Konstruktionen von rund vier mal vier Metern, zusammengehalten von Holzgerüsten, Palm- und Strohdächern. Die alte Art des Häuserbaus – eine Notlösung. Vor dem Krieg standen hier richtige Häuser aus Ziegelsteinen. „Die hatten wir hier selbst hergestellt“, erzählt Steven Goba nicht ohne Stolz, „aus Lehm, Sand und Kuhdung. Ein paar von uns haben davon sogar leben können. Aber dann kamen die Rebellen.“ Ob ich den Ausdruck „to raise the house“ schon einmal gehört habe, will er wissen. Als ich

verneine, zieht er mich zu einer nackten Bodenplatte aus Stein. „Hier stand früher unser Haus. Sechs Monate habe ich daran gebaut. In einer Nacht war alles zerstört. They did raise the house.“ Die Ziegel sind zwar stabil, aber sie werden nach alter Tradition nur getrocknet, nicht gebrannt. Bei einem Feuer zerbröseln sie wie altes Weißbrot. Schätzungsweise 800 Häuser wurden in wenigen Tagen in Talia vernichtet.

„Niemand hier hat verstanden, worum es ging. Die Rebellen haben uns gesagt, dass sie uns aus der Sklaverei befreien wollten. Aber das Gegenteil war der Fall – sie haben uns getötet, amputiert, unser Leben zerstört“, erzählt der Farmer verbittert. „Jedes Mal, wenn ich etwas über den Krieg höre, werde ich wütend, denn das erinnert mich an damals. Vergessen ist sehr schwer, aber wir arbeiten hart, damit uns das eines Tages gelingt.“ Natürlich lebe er Tür an Tür mit den ex-combattants, den Rebellen von damals. „Auch in meiner Familie gab es Männer, die für die RUF kämpfen mussten – mein Schwager und zwei meiner Cousins.“ Vielleicht, sagt Steven, seien sogar die Leute darunter, die sein Haus angezündet haben. Dagegen könne er nichts tun. Viele seien schließlich als Kinder zum Dienst an der Waffe gezwungen worden. „Und außerdem brauchen wir hier jede Arbeitskraft, die wir kriegen können, damit wir nicht verhungern.“ Sollte die Not nach dem Krieg etwa als „Versöhnungsbeschleuniger“ funktionieren? Mir schwirrt der Kopf.

„Uns bleibt ja nichts anderes übrig.“ Steven zuckt mit den Achseln. „Natürlich ärgert es mich, dass die Ex-Rebellen für ihre Entwaffnung und Demobilisierung Geld bekommen haben. Aber wir haben doch weiß Gott genug gekämpft in diesem Land. Heute bin ich sehr glücklich, denn ich habe Palmen angepflanzt, um Palmöl herzustellen. Ich kann meine Familie einigermaßen ernähren, und nur das zählt.“ Wir verabschieden uns von Steven. „Ich habe hier noch nie Politiker aus Freetown gesehen, sag’ denen das, wenn Du sie triffst!“, gibt der Farmer mir mit auf den Weg. Endlich kommt ein Mechaniker mit dem Bremsschlauch, und es geht weiter Richtung Osten.

Wir fahren durch Segbwema, eine der größeren Siedlungen im Kailahun-Distrikt, der östlichsten Region des Landes. Philip erzählt mir von den Masengräbern, die in dieser Gegend verstreut sind. Wir sind auf dem Weg ins Zentrum der RUF, in ihr ehemaliges Rückzugsgebiet. Hier hat der Krieg begonnen, und hier ging er auch zu Ende. Kailahun war 2002 der letzte Distrikt, der nach der Entwaffnung für „sicher“ erklärt wurde. Plötzlich macht die Hauptstraße eine scharfe Linkskurve. Vor uns steht mitten auf der Fahrbahn ein alter, verrosteter und ausgeweideter Panzer vom Typ T 35. Seine Bedrohlichkeit hat sich zu einer postmodernen Kriegs-Ikone verwandelt. Die Fahrketten sind abmontiert, wie alle anderen beweglichen Teile. Auf dem Kanonenrohr hängt eine alte Unterhose. Der Panzer erscheint mir wie eine absurde Ortsmarke, ein stummer Zeuge des Horrors. Irgendein Witz-

bold hat ein Schild an die Außenwand des zerschossenen Führerstands geklebt: Tank for sale.

Früher war der in den Dreißiger Jahren gegründete International Market der Mano River Union im Dreiländereck von Koindu der wichtigste Umschlagplatz für Waren aus ganz Westafrika. Ein Ort der Begegnung, der auch einen kulturellen Austausch zwischen Sierra Leone, Liberia, Guinea, und sogar der Elfenbeinküste und dem Senegal ermöglichte. Nach Kriegsausbruch gingen nur noch Waffen aus Liberia über die Grenze. Heute ist das verwüstete Gebiet wie ausgestorben – von Mörsergranaten zerstörte Häuserreihen und die Ruinen der alten Markthallen erinnern an bessere Zeiten. Die Europäische Union und andere Geber versuchen derzeit, den Markt wiederzubeleben. Doch außer Obst und Cassava haben die Bauern heutzutage nicht viel zu verkaufen. Noch nicht. Dabei wächst Maniok überall und gehört zu den Grundnahrungsmitteln. Wenn Erntezeit ist, so wie im Moment, haben die Bauern ein Problem: Wohin damit? In der Erde lassen kann man die dicken, rübenähnlichen Wurzeln am Ende der Reife nicht – sie werden hart und schimmeln. Verkaufen lassen sie sich auch nicht gut, denn sie sind geerntet nicht lange haltbar. Was in Sierra Leone fehlt – eigentlich gilt das für alle möglichen landwirtschaftlichen Produkte – ist das Know-how zur Verarbeitung. Im Buschdorf Tomandu, unmittelbar an der Grenze zu Liberia, ist die GTZ zu Hilfe gekommen: Die kleine Gemeinde am Ende der Welt kann seit kurzer Zeit ihre Maniok-Ernte zu Garri verarbeiten – einer Art Trockenpulver aus der Maniokwurzel, das mit Wasser oder Milch angerührt wird. Sogar Fufu lässt sich damit zubereiten. Der Vorteil: Garri ist lange haltbar, und er lässt sich, in kleine Beutel abgepackt, bestens verkaufen – je nach Saison und Nachfrage zu einem höheren oder niedrigeren Preis. In Tomandu ist das erstaunlicher- und erfreulicherweise Frauensache. Schnell erfahre ich, warum: Sie sind in der Überzahl – von 280 Einwohnern im Dorf sind 170 Frauen. Viele Männer sind im Krieg umgekommen.

Mit einer kleinen Maschine, die aussieht wie eine große Käsereibe, zerkleinern die Frauen die Wurzeln, anschließend werden die Pellets in einem mehrstufigen Verfahren am offenen Feuer getrocknet. Natürlich wollen mir die Männer des Dorfes das alles erklären – was den Frauen gar nicht gefällt. „Das ist unser Projekt!“, schimpft Amifa Tomah und zeigt auf die anderen zehn Frauen, die mich mit großen Augen umringen. Wir haben Mühe, die Gruppe zu beruhigen. „It’s a very chauvinistic society around here“, flüstert Mabinty, die Projekt-Mitarbeiterin. Immerhin: Die Frauen von Tomandu schaffen Arbeitsplätze und sorgen in ihrem Dorf für Einkommen. Binnen eines Jahres haben sie mit ihrem „Exportprodukt“ Garri mehrere hunderttausend Leones erwirtschaftet, da kommen schnell mehr als tausend US-Dollar zusammen. Der Erfolg macht Amifa und die anderen Frauen so selbstbe-

wusst, dass sie getrost einen Mann zum Vorsitzenden des Projekts wählen konnten – den Dorflehrer Tama Ketoh. Er darf die Buchhaltung kontrollieren, denn er ist der Einzige in Tomandu, der lesen und schreiben kann.

Spät am Abend kommen wir nach Kailahun, in die Distrikt-„Hauptstadt“. Strom gibt es natürlich nicht, höchstens aus dem Generator. Bis auf wenige Straßenecken und Häuser ist es so dunkel, dass man kaum die Hand vor Augen sieht. Aus dem Tiefschwarz tauchen Feldarbeiter auf, die nach einem langen Tag nach Hause kommen. Wir essen Reis, Rindfleisch und Erdnuss-Suppe im „Peace Garden Restaurant“. Aus den Lautsprechern an der Bar dröhnt ohrenbetäubender Hip Hop. Als einziger Weißer Sorge ich für Aufsehen – der Friedensgarten ist bis heute der wichtigste Treffpunkt der ehemaligen Kämpfer der RUF, aber auch der Kamajors. Das Licht ist spärlich, ich erkenne nur dunkle Schatten auf weißen Plastikstühlen. Viel zu reden gibt es nicht. Ich übernachtete im Gästehaus des UN-Flüchtlingshilfswerks.

Als Abubakarr mich am frühen Morgen abholt, bin ich nervös. Es regnet. Der GTZ-Mitarbeiter nimmt mich später mit zurück nach Kenema, aber er will mir vor der Abreise aus Kailahun noch etwas zeigen: das „House of Blood“. Ein unscheinbares, verlassenes Haus, mitten im Ort. Der Garten rundherum ist verwildert, ein paar Papaya-Bäume tragen schwere Früchte. Nachbarn starren mich an, als ich mich in Richtung Eingang bewege. Abubakarr warnt mich ein letztes Mal. „Hast Du gefrühstückt?“

Vier leere Räume hat das Haus im Erdgeschoss, zwei davon ohne Fenster. Es riecht süßlich nach Tod. Eintrocknetes Blut klebt fingerdick an den nackten Wänden, in allen Räumen bis unter die sicher vier Meter hohe Decke. Noch nie war Stille so laut. Es übersteigt meine Vorstellungskraft, was sich hier abgespielt haben muss. Die Fensterbank ganz hinten im letzten Raum ist ungewöhnlich niedrig und besonders blutverschmiert. Dieses Haus diente als Schlachthof, erklärt Abubakarr, es war eine Folterzentrale der RUF. Mann nennt es Iron Gate. Wer hier hineinging, kam nicht mehr heraus. „A de go was yu“ – das bedeutet auf Krio: Wir waschen Dich“, sagt Abubakarr. „Was sie damit aber meinten, war etwas anderes: Wir werden Dich vernichten.“ Hunderte Menschen gingen durch dieses Eiserner Tor und wurden bei lebendigem Leibe seziiert und zerstückelt. Abubakarr berichtet, dass Kannibalismus vor allem unter den RUF-Rebellen aus dem Grenzgebiet zu Liberia üblich gewesen sein soll. Viele Anwohner bestätigen das, konkrete Belege dafür habe ich jedoch nicht gefunden. Allerdings gibt es schriftliche Zeugenaussagen darüber, dass RUF-Rekruten zu kannibalistischen Mutproben gezwungen wurden, um ihre Loyalität gegenüber dem Commander zu beweisen. Bis heute machen die Menschen in Kailahun einen großen Bogen um dieses Haus. Sie glauben, dass hier ein böser Geist wohnt. Deswegen wird das Haus auch nicht abgerissen, es finden sich kei-

ne Arbeiter für diesen Job. Auf der anderen Seite hat die Provinzverwaltung kein Geld, um daraus ein Mahnmal zu machen. Der Hausbesitzer ist schon vor langer Zeit geflohen. Er fürchtet, dass die Bevölkerung ihn der Zusammenarbeit mit der RUF verdächtigt. „Warum ist diese Fensterbank so niedrig?“, fragt Abubakarr. „Warum sieht sie aus wie eine Schlachtbank? Hat der Eigentümer sie vielleicht absichtlich in dieser Form anlegen lassen? War das Schlachten hier schon von langer Hand geplant?“ Insgesamt soll es in dieser Gegend vier solcher Häuser geben, eines davon in Pendembu. Wir fahren weiter.

Ich trinke unentwegt Wasser, um den Geschmack von Tod von meinem Gaumen zu spülen. Es gelingt nicht. „Die Politiker der Länder, die in den Krieg ziehen wollen, sollten zuerst nach Sierra Leone kommen. Hierher, zum House of Blood. Der Krieg ist keine Lösung für irgendetwas. Er bringt nur Zerstörung.“ Dann schweigen wir.

4.4 Diamonds Are Forever – Vom Fluch der teuren Steine

Rast im Dorf Masingbi, auf der Nordroute zwischen Makeni und Koidu. Ich traue meinen Augen nicht. Drei Jeeps mit der Aufschrift „Tropical Hardwoods“ parken auf der anderen Straßenseite. Europäisch aussehende Männer mit kurzen Hosen und Gummistiefeln steigen aus. Die klassische Tarnung illegaler Diamantenhändler. Denn Tropenholz gibt es in dieser Gegend gar nicht, und außerdem kann man auf der Ladefläche der Landcruiser Wasserpumpen erkennen – die werden gebraucht, um die Schürfprozedur in den offenen Minen zu beschleunigen. Wen sie wohl wieder bestochen haben, um hier nach den Edelsteinen zu suchen, denke ich mir. Die Männer sind unterwegs nach Koidu, so wie ich. Nur in anderer Mission.

Man muss es bis Sonnenuntergang schaffen – danach versinkt der Ort in der Dunkelheit. Überall Wasserlöcher, aufgerissener Lehm Boden, braunes, brackiges Wasser – unter Umweltaspekten eine Katastrophe. Das ist Koidu, die Hauptstadt des Distrikts Kono. Vor mehr als 70 Jahren wurde hier der erste Diamant gefunden. Aber Koidu ist auch die Heimat von Sam Bockarie, einem der höchsten Generäle der RUF. Jener „General Mosquito“ wurde inzwischen für tot erklärt, doch es heißt, sein Geist spuke hier noch herum.

Ein passendes Zuhause für einen Geist. Koidu ist keine Stadt. Es ist eine einzige Kriegsrüine. Ein Ort als Beweis dafür, dass es damals um nichts anderes als Ressourcen ging. Überall Einschusslöcher; kein einziges Haus, das noch intakt ist. Einst lebten hier die Libanesen der zweiten und dritten Generation – sie haben vor dem Krieg den Diamantenhandel kontrolliert, bis die Ratio des Krieges sich gegen sie wandte. Heute hausen hier afrikanische

Familien. „Pakistan, chop chop!“, rufen mir die Kinderhorden hinterher. Sie haben Hunger und deuten auf die leeren Mäuler. Von der Kriegszeit bis zu ihrem Abzug vor zwei Jahren haben die Blauhelme aus Pakistan Koidu verwaltet und offenbar Spuren hinterlassen. Ich erkläre den Kleinen, dass ich nicht aus Pakistan komme, sondern aus Deutschland. Die Kleinen sind flexibel. „Germany, chop chop!“

Hier wird nicht investiert, nur ausgebeutet. Zu kaufen gibt es nichts außer Spaten, Hacken, Schippen, Eimern und Sieben – alles, was man als Diamanten-Lohnsklave braucht. Auf dem Markt für Zubehör werde ich als „Stranger“ nicht gerne gesehen, mein Aufnahmegerät muss ich wegpacken. Das „Kono Hotel“ am Ortsausgang ist da schon gastfreundlicher – natürlich wird es von Libanesen geführt. Es ist eines der wenigen Gebäude mit Generator und zugegeben guten Fleischspießen und kaltem Bier. Am Nachbartisch erkenne ich die Männer von „Tropical Hardwoods“. Es sind Kanadier. Das Hotel ist Treffpunkt der Diamantenhändler und Glücksritter, und als wäre das Glücksspiel in den Minen nicht genug, gibt es hier sogar ein Casino, in dem nicht nur Jetons, sondern auch viel zu junge Prostituierte warten.

Ich habe wertvolle Telefonnummern für den Kono District eingepackt: Elijah Kamanda, Melvin Ngieka, Philipp Namoh, Samuel Foyoh. Alle sind Paramount Chiefs – die Lokalbosse aus den „ruling houses“ der Region⁴, und alle haben in ihren Chiefdoms Diamantenvorkommen, die sie kontrollieren – und für die sie ordentlich kassieren. Gern würde ich mit diesen Lokalfürsten ins Gespräch kommen – aber einer nach dem anderen winkt ab, obwohl ich aus Freetown von einem Freund beim Sondergerichtshof beste Referenzen habe. Die Herren freuen sich angeblich über meinen Besuch im Distrikt Kono, aber ich solle mich hier nicht allzu lange aufhalten. Im Klartext: Ich soll ihre lukrativen Geschäfte mit den Libanesen, Liberianern, Guineern, US-Amerikanern, Briten oder sonst wem nicht stören. Aber es geht auch ohne die Unterstützung der Chiefs. Ich treffe Sozialarbeiter Titus Brima. Er kennt das Schicksal der Minenarbeiter genau – und das Wichtigste: Er wird von den frustrierten Arbeitern akzeptiert.

Hier im braunen Schlamm liegt er also versteckt: der teure Rohstoff, der die Reichen und Schönen auf der Welt so magisch anzieht. Erst hier lerne ich, woher die weltweit verbreitete Mär rührt, nur ein Brilliantring sei ein or-

⁴ In Sierra Leone gibt es 149 so genannte Chiefdoms. Unter britischer Kolonialherrschaft wurde diese Form des dezentralisierten Despotismus als so genannte „indirect rule“ eingeführt – auch, um kolonieweite Aufstände zu vermeiden. Der Status der Chiefs wurde meist vererbt. Als Mittelsmänner zwischen der Bevölkerung und der Kolonialverwaltung verloren sie zunehmend ihre Rechenschaftspflicht – und auch ihre Legitimität. Trotz verbreiteter Anfälligkeit für Korruption tragen diese Strukturen bis heute zu einer gewissen Stabilität bei, vor allem in den besonders schwach entwickelten Regionen auf dem Land.

dentlicher Verlobungsring – Schuld sind die massiven Werbekampagnen, die der südafrikanische Diamantenkonzern De Beers seit Jahrzehnten bezahlt.

Die Sonne brennt vom Himmel. Mit gekrümmtem Rücken stehen zehn Männer in einem der unzähligen Wasserlöcher der Kensay-Mine. Diamanten werden hier mit Schaufel, Eimer und Sieb an die Erdoberfläche befördert – eine Knochenarbeit, klagt der 30-jährige Mohammed. Seit fünf Jahren schon macht er diese Arbeit, jeden Tag. Seit drei Monaten hat er keinen Diamanten mehr gefunden. Es sind die immer gleichen Bewegungen, den ganzen Tag. Mohammed wäscht das Sieb aus. Sein Kollege mit dem schönen Namen Freeman prüft, ob sich unter den kleinen Steinchen ein Diamant verbirgt. Das Wasser, in dem die Männer stehen, ist völlig verseucht. Giftige Lösungsmittel, Bilharziose, Flussblindheit. „Was sollen wir denn machen?“, fragt Freeman. „Wegen des Kriegs konnte ich nicht in die Schule gehen, und es gibt hier auch nichts anderes zu tun, womit ich Geld verdienen könnte. Klar, es ist ein Glücksspiel. Aber ich muss meine Familie ernähren, also stehe ich hier im Wasser.“ Damals, in den 90er Jahren, mussten junge Männer wie Mohammed oder Freeman die Diamantenfelder für die Rebellen der RUF, der Revolutionary United Front verteidigen – als Kindersoldaten und Zwangsarbeiter. Blood Diamond mit Leonardo Di Caprio und Djimon Honsou hat die teuflische Beziehung zwischen Rohstoffen, Geld und Gewalt eindrucksvoll erzählt. Aber noch heute ist die Arbeit nichts anderes als Sklaverei. Es hat sich nichts geändert, meint Leroy. Er schuftet schon seit fast zwanzig Jahren hier. Fünf Kinder und keine andere Wahl.

Die Männer bekommen eine Schale Reis pro Tag. Aber in Kono, wo es noch heute aussieht, als sei der Bürgerkrieg noch im Gange, ist das allemal besser als nichts. Wenn die Arbeiter einen Edelstein finden, müssen sie ihn an den „Master“ abgeben. Der Besitzer des Minengebiets verkauft dann den Stein weiter an einen der vielen libanesischen Händler, und je nach Karatgewicht erhalten die Diamantenschürfer vielleicht sogar einen lächerlichen Anteil von ein paar Leones – je nach Karatgewicht. „Es gibt hier keine andere Arbeit“, sagt Leroy.

Nein, in Koidu gibt es gar nichts. Lamin Tambassi, 21 Jahre alt, hat nie etwas anderes gesehen – er arbeitet hier seit drei Jahren. Damals wäre er gern weiter zur Schule gegangen. Doch als sein Vater in den letzten Kriegsjahren umkam, musste er für die Familie sorgen. Seine Träume hat er an den Nagel gehängt. Er hat noch nie einen Diamanten gefunden. „Man arbeitet in den großen Minen wie dem Youth Plot vielleicht mit 200 Leuten in einem Wasserloch, und zwei oder drei finden dann was. Aber die behalten den Fund natürlich für sich, um ihn dann zu verkaufen oder abzugeben – jeder ist auf sich gestellt. Keiner vertraut dem anderen.“

Und dann findet Freeman tatsächlich einen Diamanten. Er ist orangefarben, glitzert im Licht und ist so winzig, dass er unter den Fingernagel passt – vielleicht zwei Karat. Aber eigentlich weiß hier keiner der Männer, was ein Diamant wirklich wert ist. Ständig werden sie über den Tisch gezogen. Deswegen ist Tom Yomah so wütend: Er hat genug davon, für einen Hungerlohn im giftigen Wasser zu stehen. Seinem neuen Präsidenten Ernest Bai Koroma würde er das gerne ins Gesicht sagen. Vor einem Jahr hat er für ihn gestimmt, damit sich die Lage in Kono endlich verbessert. Geschehen ist nichts. „Der Präsident ist so etwas wie mein Vater!“ Tom ist außer sich. „Ernest Bai Koroma, bitte hilf uns! Wir brauchen hier Landwirtschaft! Vergiss die Diamanten! Wenn ich Saatgut bekomme, eine Hacke und ein bisschen Land, dann pflanze ich hier morgen Reis, direkt auf der Diamantenmine. Nur mit Landwirtschaft kommen wir hier weiter!“

Die ausweglose Situation der Minen-Arbeiter in Kono gilt Experten als echte Zeitbombe. „Wir müssen dieses Geschäft mit den Diamanten beenden, damit wir wirklichen Frieden bekommen“, fordert Titus Brima. „Ansonsten wird Afrika versinken.“ Die Hoffnung auf bessere Zeiten stirbt zuletzt im Diamantenland.

Abendunterhaltung in Koidu? Aber ja! Das Viertelfinale „Ghana-Nigeria“ im Africa Cup of Nations schaue ich am Abend mit Titus, ein paar anderen guten Freunden und reichlich Star Beer in einem Bretterverschlag namens „Mama’s Enterprises“ an. Wir sind die „Ehrgäste“, die obligatorischen Plastikstühle sind extra für uns abgewischt. 2:1 für Ghana! Beim Torjubel wird es mir bewusst: Ich bin hier, und ich möchte gerade nirgendwo sonst sein auf der Welt. Ich berühre den Boden, er trägt mich seltsamerweise ganz so wie zu Hause. Ich bin angekommen. Ich bin ein kleiner Teil von Sweet Salone. Ich beginne langsam zu verstehen. Für neunzig Minuten akzeptiere ich die schreiende Absurdität um mich herum. Eine Sekunde weiß ich nicht, ob ich mich dafür schämen soll – aber ich bin glücklich. Titus sieht mich an, lächelt und nickt.

Der nächste Tag. Die Geschichte der Blutdiamanten ist nicht vorbei – im Gegenteil. Sie bekommt sogar ein neues Kapitel. Offenbar sind weniger die kleinen Händler als die großen Konzerne verantwortlich dafür, dass die tragische Geschichte der „Konfliktdiamanten“ in Sierra Leone weitergeht. Im Jahr 2008 wird besonders deutlich, dass Gewinnmaximierung keineswegs mit Verantwortung für die regionale Entwicklung einhergeht. Schlimmer noch: Bei der Diamantenförderung im großen Stil werden nachhaltige Schäden für die Bevölkerung und die Umwelt billigend in Kauf genommen. Beispiel: Koidu Holdings Ltd., die größte private Diamantenfirma in Sierra Leone – die einzige, die „kimberlite mining“ betreibt, also die Förderung unterirdischer Diamanten durch Sprengungen. „Mitten im Konzes-

sionsgebiet leben Menschen, seit mehr als 60 Jahren“, erklärt mir Patrick Tongu, District Manager des Network Movement for Justice and Development (NMJD) in Kono. „Wegen der fast täglich stattfindenden Sprengungen müssten eigentlich fast 390 Haushalte umgesiedelt werden. Doch seit fünf Jahren hat Koidu Holdings nur 70 Häuser gebaut, die meisten davon sind nicht fertig, und es gibt dort auch bis heute keinen funktionierenden Trinkwasserbrunnen.“ Außerdem würden durch die mehrmals wöchentlich stattfindenden Sprengungen immer wieder Häuser und Kleingärten zerstört, so Patrick Tongu. Riesige umherfliegende Gesteinsbrocken gefährdeten die Lebensgrundlage der Farmer. Außerdem würden die Anwohner zu spät oder gar nicht über bevorstehende Sprengungen informiert. Dass die Spannungen um den privatisierten teuren Rohstoff eine neue, blutige Dimension bekommen haben, zeigen die Ereignisse des 13. Dezember 2007: Als eine Gruppe von Anwohnern der Mine am Haupttor von Koidu Holdings friedlich gegen die Sprengungen und deren Folgen protestierte, ging die Polizei mit Tränengas gegen die Demonstranten vor und schoss nach Zeugenaussagen kurz darauf ohne Vorwarnung scharf – nach offiziellen Angaben wurden zwei Anwohner getötet. Ein kanadischer AP-Journalist, den ich in Koidu treffe, spricht von „mindestens drei“ Toten. Die genaue Zahl der Verletzten ist unbekannt, wird aber auf 100 geschätzt. Was war geschehen? Mitglieder der „Affected Property Owners Association“ im Tankoro Chiefdom hatten sich den Umsiedlungsplänen von Koidu Holdings verweigert und dem Konzern eine Frist von 21 Tagen gesetzt, um eine bessere Lösung für die betroffenen Menschen zu finden. Nachdem auch am 20. Tag (dem 13. Dezember) keine Reaktion von Koidu Holdings kam, sondern nur eine erneute Sprengung gemeldet wurde, begann ein friedlicher Sitzstreik – mit verheerenden Folgen.

Besonders bedenklich findet Patrick Tongu vom NMJD die Tatsache, dass bei der Schießerei Polizisten der staatlichen Polizei im Dienst von Koidu Holdings standen und auch vom Konzern bezahlt wurden (mit 400.000 Leones pro Person, das entspricht etwa dem Vier- bis Fünffachen des Lohnes eines durchschnittlichen Polizeibeamten). „Die vornehmste Aufgabe der Polizei sollte es doch sein, das Leben der Bevölkerung zu schützen“, so Patrick Tongu. „Außerdem haben wir herausgefunden, dass auf diesem Wege Waffen in die Hände der privaten Sicherheitsdienste gelangen. Der Staat rüstet also die Sicherheitskräfte von Koidu Holdings aus, gegen die Bevölkerung!“

Der ganze Vorgang hat nach Ansicht des Network Movement for Justice and Development Konsequenzen für die Definition vom Konfliktdiamanten in Sierra Leone. „Das hier ist ein sehr schwer wiegender Konflikt“, findet Patrick Tongu, „er betrifft mehr als 5.000 Menschen direkt, und er unterscheidet sich vom Streit um andere Konzessionen dadurch, dass der

Lebensraum der Menschen zerstört wird, dass die Umwelt nachhaltig zerstört wird, dass Menschen dabei getötet werden, und dass der Profit im wahrsten Sinne über Leichen geht. Ich würde die hier geförderten Diamanten daher nicht so harmlos als Konfliktdiamanten bezeichnen. Wir müssen hier ganz klar von Blutdiamanten sprechen.“ Hier schließt sich der Kreis der Geschichte. Schließlich ist Koidu Holdings eine altbekannte Firma mit Wurzeln im sierra-leonischen Bürgerkrieg von 1991 bis 2002. Denn die riesige Konzession von Koidu Holdings zwischen der Provinzhauptstadt Koidu und den Tongo Fields ist im Grunde die, die der Geschäftsmann Tony Buckingham und seine Firma Branch Energy 1996 erhielten, nachdem die südafrikanischen Söldner, die „Militärberater“ von Executive Outcomes, die RUF-Rebellen aus den Diamantenfeldern vertrieben hatten. „Im Grunde ist jeder von Koidu Holdings geförderte Diamant noch immer ein Blutdiamant“, sagt Patrick.

Da hilft es auch nichts, wenn Koidu Holdings sich den Anstrich einer sozial engagierten Firma gibt. Dort, am Haupttor der zentralen Mine, wo es noch im Dezember Tote und Verletzte gegeben hatte, steht heute ein großes Firmenschild mit dem Slogan: „Investment, Development and Growth in Sierra Leone’s Mineral Resources for a Better Future“. „Das ist mehr als irreführend“, kritisiert Patrick, „das ist zynisch. Was soll das? Koidu Holdings bringt weder Entwicklung, noch Wachstum, sondern nur Zerstörung.“ Auf seiner Website behauptet der Konzern, er beschäftige 500 Mitarbeiter und sei überdies der größte Steuerzahler in Sierra Leone. Auch hier kann Patrick nur mit den Achseln zucken: „Wir sehen nicht, wie sich dieses Engagement in irgendeiner Weise positiv in den betroffenen Gemeinden auswirkt. Selbst wenn diese Firma den Staat mit Steuergeldern füttert: Das Geld kommt doch nicht hier bei den Leuten an! Wo sind denn die Schulen, die Straßen, die Brunnen? Der Betrieb von Koidu Holdings ist einfach nicht gut, ich finde ihn sogar gefährlich.“ Ich frage ihn nach Geschäftsberichten von Koidu Holdings und anderen, nur scheinbar staatlichen Minenbetreibern wie Sierra Leone Diamond Company (SLDC). „Machst Du Witze? Die schweigen sich aus. Versuch’ mal, im Ministerium was herauszufinden oder im Internet. Nirgendwo ist etwas über die Umsätze oder die Konzessionsverträge zu erfahren – das gilt auch für Sierra Rutile.“

Wir fahren über Tongo Fields zurück nach Kenema: Hier hat Koidu Holdings auf einer Strecke von wenigen Kilometern ein paar Ladungen Schotter abkippen lassen – um die Erträge abzutransportieren. Von Straßenbau kann keine Rede sein. Nicht auszudenken, wie schnell wir hier in der Regenzeit stecken bleiben würden. Auch die Regierungspolitik ist daran nicht ganz unschuldig. Schon die SLPP-Regierung unter Präsident Kabbah hat gewisser-

maßen die „Seele“ der Diamantenregion an die private Holding verkauft – und dabei kräftig mitverdient.

Auch der neuen APC-Regierung ist das Geschäft mit den kostbaren Steinen nicht fremd – auch wenn offiziell nur drei Prozent der Diamantenerträge ins Land fließen. Heute ist der Diamantensektor voll privatisiert – weder der Staat, noch die Menschen in Sierra Leone profitieren davon, außer eben ein paar Beamten, die im Ministerium die Hand aufhalten. Sierra Leone opfert seine Arbeitskräfte auf dem Schmiergeld-Altar. Die Förderlizenzen sind zu Dumpingpreisen zu haben, und mit der Diamantensteuer von drei Prozent (das entspricht Einnahmen von etwa 150 Millionen Euro pro Jahr) lässt sich der Wiederaufbau des Landes nicht finanzieren. Zum Vergleich: In Botswana beträgt die Steuer zehn Prozent! Vizepräsident Sam-Sumana soll seit Bürgerkriegszeiten selbst in den Diamantenschmuggel verwickelt sein, und Präsident Ernest Bai Koroma tat es gerade Liberias Präsidentin Ellen Johnson-Sirleaf nach: Nach seinem Antrittsbesuch bei der britischen Queen (was ihm seine Kritiker schon als Kotau vor der früheren Kolonialmacht ausgelegt haben) reiste er sofort nach Tel Aviv – als Gastredner bei der Israeli Diamond Institute Conference on Rough Diamonds. „Da sieht man, wohin die Reise geht“, murmelt Patrick Tongu.

Natürlich gibt es den so genannten Kimberley-Prozess – ein Abkommen, dem mittlerweile 48 Staaten angehören und das den Handel mit Konfliktdiamanten einzudämmen versucht. Neben den Diamanten exportierenden Ländern arbeiten die Diamantenindustrie (vor allem De Beers in Südafrika) und viele Nichtregierungsorganisationen daran mit. Eigentlich ein wichtiger Schritt hin zur lückenlosen Zertifizierung. Leider werden aber die Produktionsbedingungen im Kimberley-Prozess gar nicht thematisiert. „Kimberley hin oder her – niemand weiß genau, wo die Diamanten herkommen“, stimmt Patrick zu. „Jedes Mal, wenn ein Diamant dieses kleine Land hier verlässt, müssen sich die Käufer darüber klar sein, dass sie einen Blutdiamanten neuen Typs in Händen halten.“ Natürlich könne man auch aus den Diamanten ein fair-trade-Produkt machen. „Es ist eine Frage des politischen Willens. Aber wenn Du mich fragst – ich würde mir wünschen, dass in Kono alle Diamanten einfach verschwinden.“ Es sei doch erstaunlich, wie viele Diamanten nach wie vor aus Sierras Nachbarländern nach Antwerpen exportiert werden – aus Ländern, die (abgesehen von Liberia) gar keine eigenen Diamantenvorkommen haben! Was sagt uns das? Der Schmuggel geht im großen Stil weiter.“ Schon allein deswegen würde Patricks Kollegin Suna Bondu vom Netzwerk für Gerechtigkeit und Entwicklung nie einen Brillantring tragen. „Ich mache mir nichts daraus. Wenn man weiß, wie nach diesen Steine gegraben wird und was das für die Menschen bedeutet, dann muss man einfach die Finger von Diamantenschmuck lassen. Nein, Diamanten sind nichts für mich.“

Seit Anfang Februar 2008 ruht die Förderung von Diamanten bei Koidu Holdings, sowohl im Hauptwerk Koidu, als auch in „Site Two“, in den von Lassa Fieber verseuchten Tongo Fields. Die mehr als 500 Mitarbeiter wurden kurzfristig entlassen, Entschädigungszahlungen haben sie nie erhalten. Damit sorgt Koidu Holdings allein durch sein Geschäftsgebaren für weitere Spannungen, findet Patrick Tongu – bis zur nächsten Sprengung. „Diamanten sind ein Fluch für Sierra Leone – ein Segen sind sie jedenfalls nicht.“ Verwirrt reise ich weiter. Es ist noch ein langer Weg zurück nach Kenema, fast sechs Stunden schaukelnde Geländefahrt auf der Hinterachse des Jeeps. Und im Lassa-Gebiet rund um Tongo Fields sollten wir am besten gar nicht anhalten, das haben sie uns in Koidu eingebläut. Aber gegen den platten rechten Hinterreifen können wir schließlich nichts machen. Und außerdem will ich unbedingt auch hier probieren, mit Koidu Holdings ins Gespräch zu kommen. Doch auch hier hindert mich die extrem misstrauische G4S Security daran. Auch hier heißt es am Werkstor: „No picture, no entrance, Sah. You are not allowed“.

Später lese ich im „New Citizen“, wie sich Koidu Holdings feiern lässt. 5.000 US-Dollar über einen Zeitraum von acht Monaten an die Bamba-Chiefdom, zum „Wiederaufbau des Krankenhauses von Tongo Fields“. Welch eine zynische Summe! Aber durch den ausgehandelten Deal mit Koidu Holdings (oder sollte man das schon „Stillhalteabkommen“ nennen?) können sich dann auch die Town Chiefs und die Section Chiefs sicher sein, dass sie demnächst bei den Lokalwahlen ihrer Gemeinden gute Chancen haben. Am Abend erfahre ich, dass der „New Citizen“ dem Informationsminister gehört. Als mich ein gewisser Dennis Jones vom „New Citizen“ anruft und mich unbedingt treffen will, wundere ich mich nicht einmal mehr, woher er meine Handynummer hat. Ich besuche ihn am nächsten Tag und ärgere mich bald über die verschwendete Zeit in der Redaktion in der Kellington Street – nur Regierungs-Propaganda, einseitige Kritik an der alten SLPP-Regierung, kein kritisches Wort zur APC, zur Weltbank, „keine Ahnung“ von Tony Buckingham, Diamond Works oder Sandline, kein Kommentar zu den nach wie vor blühenden Diamantengeschäften im Osten, an denen die Bevölkerung nichts mitverdient.

5. Balancieren am Abgrund, oder: Sisyphus macht Staat

5.1. „Election Biznes Na Ol Man Biznes“

„Honour and shame from no condition arise: Act well your part for there the honour lies.“

Alexander Pope

Ein heißer Nachmittag in Funkia, an der Goderich Wharf im Süden von Freetown. Nebenan legen die bunt bemalten Fischerboote an, der Fang des Tages wird verkauft. Kambu Dhona schaut schon gar nicht mehr hin. „Ich suche ja Arbeit, aber ich habe es fast aufgegeben. Biznes not too fine, Sah.“ Er ist Mitte Dreißig und gehört zu den Drop-Outs, zur arbeitslosen und verzweifelten Jugend des Landes, die hier auf den Felsen der Bucht ihr Elend vergessen will – mit reichlich Palmwein und Marihuana.

Dabei ist Kambu gelernter Zimmermann. Vor zehn Jahren hatte er sich eine kleine Werkstatt eingerichtet, doch da war es schon zu spät. Die Rebellen brachten Krieg und Zerstörung nach Freetown. Von den Erlebnissen der „January Six Invasion“ 1999 hat Kambu sich nie erholt. „Ich schäme mich vor meiner Frau und meinen zwei Kindern“, sagt er. Sein Freund Joseph Squire nimmt ihm die Flasche weg. Er hat einen High-School-Abschluss, doch seinen Traum vom Informatik-Studium musste er begraben. „Ich weiß nicht, wie ich das Geld dafür zusammenkriegen soll – keine Chance. Deswegen hänge ich hier herum, so wie die anderen.“ Eh mina wahna go skul!⁵ An den Felsen von Funkia, in der Innenstadt, auf dem Land: Überall sieht man die Kinder der lost generation, die zwar zum großen Teil mit AK47 umgehen, aber weder lesen noch schreiben können. Doch ohne Schulen und gute Lehrer geht es nicht. Nach Schätzungen der Lehrgewerkschaft wäre ein Gehalt von 1,2 Millionen Leones das Minimum, stattdessen sind 200.000 Leones übrig, das sind etwa 60 Euro pro Monat. Und so sind die Städte und besonders die Hauptstadt Freetown voll von frustrierten jungen Männern, die nie etwas anderes gelernt haben als Waffen zu benutzen. In der Zeitschrift Atlantic Monthly hat Robert Kaplan Sierra Leones Jugend einmal treffend als „lose Moleküle in einer sehr instabilen sozialen Flüssigkeit“ bezeichnet.

Depression und Selbsthass sind groß in Sierra Leone – die Zahl der Gewalttaten steigt wieder. Und das in einem Land, das einen langen, beschwerlichen Weg von der Unabhängigkeit bis zum Krieg hinter sich hat und in dem fast drei Viertel der Bevölkerung unter 30 Jahre alt sind – die meisten von ihnen arbeitslos. „Wir haben für eine neue Regierung gebetet“, erzählt Joseph. „Die haben wir jetzt, aber nichts hat sich geändert. Wir haben noch immer keine Jobs. Wie sollen wir denn überleben?“

Ende August 2007 wählte Sierra Leone neue Volksvertreter und mit Ernest Bai Koroma vom All People's Congress (APC) einen neuen Präsidenten. Es waren die ersten Wahlen seit dem Abzug von UNIOSIL, der bis dahin stärksten UN-Friedenstruppe der Welt. Immerhin – ganz anders als in Kenia oder Simbabwe verlief der Machtwechsel friedlich. Es gibt eine de-

⁵ Krio: „Ich will aber doch an die Schule/studieren!“

mokratisch gewählte Regierung, ein Parlament, eine Verfassung. „Aber nach den Wahlen geht es ja erst richtig los“, meint Christiana Thorpe, die kleine, zierliche Vorsitzende der Nationalen Wahlkommission NEC. „Die Minister, das Parlament, die Bürger – alle müssen mitmachen und ihr Versprechen halten.“

Koroma trat jedenfalls mit großen Versprechen an: Arbeit und Fortschritt, Null-Toleranz gegenüber der Korruption. Der APC ist den Sierra Leonern bestens bekannt. Es ist die Partei der Oligarchen Siaka Stevens und Joseph Momoh, die von 1968 bis zum Militärputsch von 1992 regierte – und die Partei, die lange für den Ausbruch des Bürgerkriegs mitverantwortlich gemacht wurde. Die SLPP, die Sierra Leone People's Party des früheren Präsidenten Ahmed Tejan Kabbah, galt lange als Friedensgarant, verspielte den Kredit jedoch nach Kriegsende schnell. Kabbah, der auch bei den internationalen Gebern beliebte frühere UN-Bürokrat konnte Misswirtschaft, Korruption und Straflosigkeit nicht eindämmen.

Vor allem die Kriegesopfer hatten auf den neuen Staatschef gesetzt, die ehemaligen Kindersoldaten, die vergewaltigten Frauen, die Amputees, die von den Rebellen grausam verstümmelt worden waren. Jetzt laufe Koromas Regierung Gefahr, ihre treuesten Anhänger zu enttäuschen, warnt Christiana Thorpe. „Wer nichts zu tun hat, kommt schnell auf dumme Gedanken. An idle mind is the Devil's workshop. Man kann es sich nicht leisten, die Menschen außen vor zu lassen, die in ihren besten Jahren sind. Sie brauchen dringend Arbeitsplätze. Und wir brauchen sie für den Wiederaufbau des Landes.“

Präsident Koroma weiß, dass sechs Millionen Menschen Wunder von ihm erwarten. Eine Friedensdividende, fast sieben Jahre nach Kriegsende. Er hat die Herausforderung angenommen, will mit dem Volk einen „Gesellschaftsvertrag“ abschließen. Seine Regierung hat gelernt, dass es nicht ausreicht, nur das Geld und die Projekte der Geberländer zu verwalten und jeden Tag von guter Regierungsführung zu reden. Vielmehr versteht er sich als „Geschäftsführer“ des Landes – ganz so wie in seinem früheren Job bei einer renommierten Versicherung. „We're running government like a business concern“, erklärt er immer wieder.

Doch Sierra Leone steht beim Human Development Index der Vereinten Nationen weiter an letzter Stelle – auf Platz 177. Bildung, Gesundheit, Bruttoinlandsprodukt pro Kopf: Überall schneidet das Land schlecht ab. Auch wenn die Wirtschaft derzeit um rund sieben Prozent wächst, ist das Niveau sehr niedrig. Noch immer leben zwei Drittel der Bevölkerung von weniger als einem Dollar am Tag. Die Kindersterblichkeit ist eine der höchsten in Afrika.

„Wissen Sie, Sisyphus war ein glücklicher Mensch – auch wenn sein riesiger Stein immer wieder den Berg hinabrollte: Er gab nicht auf.“ Genauso

fühlt sich David Carew, ehemaliger Berater der KPMG, heute frischgebackener Minister für Finanzen und Entwicklung. „Wir sind das Schlusslicht der Welt. Das ist doch eine fantastische Position für uns, denn tiefer geht es nicht! Alles, was wir tun, wird dem Fortschritt dienen. Und natürlich sagt diese Platzierung alles über die Herausforderungen, vor denen wir stehen.“

Carew weiß nicht, was er zuerst nennen soll: Den katastrophalen Gesundheitssektor, das völlig unterfinanzierte Bildungswesen, den stockenden Straßenbau, die schwache Stromversorgung, den Rohstoffsektor, die ineffiziente Landwirtschaft, die fehlenden Auslandsinvestitionen, die schlecht ausgerüstete Polizei, die schleppende Dezentralisierung, die grassierende Korruption. Einen Sinneswandel („attitudinal change“) hatte Koroma sich und seinem Volk verschrieben – ein Begriff, der mit Inhalt gefüllt werden muss. Bis heute hat er entgegen allen Ankündigungen seine Einkünfte noch nicht offen gelegt – auch wenn er es von allen Regierungsmitgliedern und Beamten fordert. Zwar gibt es eine neue Antikorruptionsbehörde (ACC), die vom tapferen Menschenrechtsanwalt Abdul Tejan-Cole geleitet wird. Aber er muss ständig um die Finanzierung seiner Behörde bangen – er und seine Kollegen können nur so gut sein, wie man sie lässt. „Ich weiß, momentan hält man uns den Spiegel vor“, sagt Tejan-Cole. ‚Corruption never don na Salone‘, sagen die Leute. Vielleicht ist das wirklich so. Vielleicht wird die Korruption nie aufhören. Die Köpfe der Ministerien und Ämter sind vielleicht ausgetauscht, aber Korruption verhält sich bekanntlich wie eine Hydra.“ Aber Geld regiert die gesamte Gesellschaft, nicht nur die politische Klasse. Unmittelbar nach dem Interview mit Tejan-Cole werde ich im Taxi von der Polizei herausgewunken – angeblich hat Lamin, mein Fahrer, keinen Feuerlöscher im Auto. Er schwitzt und muss mit aufs Revier, ich bleibe sitzen und ärgere mich. Natürlich wurden wir nur angehalten, weil Lamin einen weißen Fahrgast hatte. Ich sitze fest. Nach fast einer Stunde kommt er zurück und berichtet, dass er zahlen musste – wie viel, das will er nicht sagen. „Wit man give you boku moni?“, habe der Polizist ihn gefragt.⁶

Vize-Präsident Sam-Sumana mag Recht haben, wenn er sagt, die Koroma-Regierung habe eine „cash-strapped economy“ geerbt. Doch daran hat sich bis heute kaum etwas geändert: Nach wie vor gehen Dollarmillionen in kriminellen Kanälen verloren. Viele Mitarbeiter im aufgeblähten, ineffizienten Apparat des Öffentlichen Dienstes bereichern sich nach wie vor – und das bei einem Staatshaushalt, der zur Hälfte geberfinanziert ist. Das Gesamtbudget der Regierung beträgt 2008 läppische 350 Millionen US-Dollar.

⁶ Krio: „Der Weiße da bezahlt Dich doch bestimmt gut?“

Die Abhängigkeit von Gebern steht einer echten Transformation der Nachkriegsgesellschaft im Wege. Aber anders geht es nicht. Besonders wichtige Partner – für Budget- und Projekthilfe – sind das britische Entwicklungsministerium DFID, die Europäische Union, die Weltbank und die Afrikanische Entwicklungsbank. Dazu kommen noch Mittel aus Sierra Leones bilateralen Beziehungen, die Projekte der Internationalen NGOs. „Dieses Land hat so viel Potential“, sagt Christiana Thorpe von der Wahlkommission. „Wir haben Arbeitskräfte, wir haben Wasser, fruchtbares Land, das Titan-Material Rutil, Gold, Eisenerz, und Diamanten natürlich!“ Natürlich – Sierra Leone könnte reich sein, wäre es nicht über Jahrzehnte heruntergewirtschaftet und dann in den Bürgerkrieg gezogen worden. Und die Diamanten haben dem Land wahrlich kein Glück gebracht.

Doch längst haben die Sierra Leoner erkannt, dass ihre Zukunft in der Landwirtschaft liegt – zum einen wegen der Ernährungssicherung in Zeiten explodierender Preise, zum anderen, weil sie auf diese Weise Arbeitsplätze schaffen und lokale Märkte stärken können. Doch tausende Hektar Land müssen nach der langen Kriegszeit erst wieder nutzbar gemacht werden – auch hier ist dringender Investitionsbedarf, denn „Hunger und Perspektivlosigkeit treiben die jungen Menschen in die Städte“, sagt Entwicklungsminister David Carew.

Neben den wirtschaftlichen Zeitbomben gilt es gleichzeitig auch die sozialen zu entschärfen. Hannah Foullah, Chefredakteurin beim unabhängigen Sender Radio Democracy, erwartet von der Regierung ein klares Konzept der Versöhnungspolitik nach elf Jahren Krieg – auch das gehöre zum Bau einer neuen Nation: „Nicht nur unsere Wirtschaft muss wachsen. Wir dürfen die Vergangenheit nicht vergessen. Die vergewaltigten Frauen, die Amputees – sie warten seit Jahren auf Entschädigung.“ Trotz scheinbar unüberwindbarer Hindernisse glaubt Hannah Foullah an die Zukunft ihres Landes. „Wir müssen diesen Minderwertigkeitskomplex loswerden. Wir müssen uns Sierra Leone als ein Paradies vorstellen – auch wenn wir es in unserer Lebenszeit nicht erreichen. Aber wir müssen endlich damit loslegen!“

Mit solch blumigen Visionen können die frustrierten jungen Männer auf den Felsen von Goderich wenig anfangen. Aber sie haben die neue Regierung mitgewählt und wollen sie nicht aus der Verantwortung entlassen. „Wenn der Präsident nicht hält, was er versprochen hat, werden wir demonstrieren“, warnt Joseph Squire. „In vier Jahren gibt es die nächsten Wahlen. Wenn Koroma nichts für uns tut, wird er abgewählt, so einfach ist das! Election Biznes Na Ol Man Biznes haben sie uns damals gesagt – Wahlen gehen uns alle an. Und was ist jetzt damit?“ Auf dem Nachhauseweg wird mir klar, 2012 könnte das eigentliche Jahr der Wahrheit für Sierra Leone werden.

5.2. 2 Fut Arata – Musik als Opposition

Alfred Mansaray nennt sich lieber Funky Fred. Er ist 28 und Leadsänger der Jungle Leaders. Sie sind die wahren Verbündeten der frustrierten Jugend. Die Mitglieder der Band haben sich während des Krieges in einem Flüchtlingslager in Guineas Hauptstadt Conakry kennengelernt, das war 1998, kurz vor dem schweren Angriff der Rebellen auf Freetown. „Wir mussten damals im Camp klarkommen, und irgendwie leben wir hier in Sierra Leone immer noch im Camp – es ist ein Übergangszustand, eine Art seelischer Dschungel“, sagt Fred. „Mit unserer Musik trösten wir alle, die sich genauso fühlen, wir sagen ihnen hey, bald seid ihr zu Hause, bald wird alles besser. Wir führen gewissermaßen die Leute aus ihrem inneren Dschungel, daher der Name.“ Musikalisch fühlen sich die Jungle Leaders dem Dunduleku Style verpflichtet, einer sehr vielseitigen afrikanischen Mischung aus Hip Hop, Reggae und Rumba. In diesen Sound verpacken sie ihre politischen Texte – sie gelten als revolutionäre Band. „Es geht bei uns immer irgendwie um Politik. Wir sind aus dem Flüchtlingslager gekommen, aus dem Dschungel, vor unseren Augen sind Menschen gestorben. Glaub’ mir, Mann. Wir haben keine Angst mehr vor der Wahrheit. Und gleichzeitig gehören wir zu keiner politischen Partei. Wir sprechen ganz einfach für die Menschen da draußen.“

Pak en Go – Pack’ Deine Sachen und geh: Das ist der Titelsong des neuen Albums – er untermauert den politischen Machtwechsel in Sierra Leone von 2007. „Oh, Pak en go hat für heiße Debatten gesorgt. Dem alten Präsidenten Tejan Kabbah haben wir sagen wollen – Danke, dass Du da warst, und jetzt verpiss Dich, gib dem Aufschwung in diesem Land eine Chance. Du hast Deine Zeit gehabt und auch etwas geleistet, und jetzt nimm Deine Geldkoffer mit und zisch ab. – Gut, dass Kabbah seinen Stuhl geräumt hat, jetzt liegt endlich Frieden in der Luft, Jah bless!“

Die Jungle Leaders nehmen kein Blatt vor den Mund, sie sprechen über Korruption, Gewalt, heuchlerische Eliten und Globalisierung – im Namen ihres Publikums. „Die Jugendlichen sind sehr sehr wachsam. Wer nicht hält, was er verspricht, bekommt es mit ihnen zu tun, glaub mir, Mann.“ Und dann erzählt mir Fred von seiner Vision eines neuen Sierra Leone. „Sweet Salone, das ist unsere Heimat. Und ich hoffe, dass Sierra Leone sozusagen immer süßer wird, dass unser Traum von einer gerechten Gesellschaft sich irgendwann einmal erfüllt. Wir brauchen nur die richtige Führung für dieses Land. Dann wird es unser Paradies sein, denn dieses Land und seine Menschen sind wunderschön! Salone, na wi ol yu.“⁷

⁷ Krio: *Sierra Leone gehört uns allen.*

Der Superstar der Musikszene in Sierra Leone heißt Emmerson – eigentlich Emmerson Ahmed Bockarie. Er ist ein gefragter Mann und immer unterwegs. Wenn irgendwo seine Musik läuft, lassen die Leute alles stehen und liegen und fangen an zu tanzen. Er hört es nicht gerne, aber sie vergleichen ihn mit Bob Marley und sogar mit Nelson Mandela. Seine Musik ist eine Befreiung, sie nimmt ihnen wenigstens für ein paar Minuten ihre seelische Last. „Ja, wir haben viel mitgemacht in diesem Land“, sagt er, als ich nach vielen Anläufen endlich ein Interview bekomme. „Tausende, Millionen Menschen leiden Hunger und kämpfen sich durch jeden einzelnen Tag. Kinder können nicht in die Schule, es gibt kein fließendes Wasser, keinen Strom. Wir müssen darüber sprechen, wir müssen denen da oben sagen, dass wir das genau beobachten. Der wütende Mann auf der Straße hört unsere Songs und spürt: Das ist genau das, was ich sagen will!“

Das wichtigste Thema – Korruption. Mit „Borbor Bele“ hat Emmerson einen echten politischen Hit gelandet. „Auf Krio bedeutet Borbor Bele soviel wie ‚korrupter Politiker‘ oder ‚korrupter Beamter‘. Das sind Leute, die Staatsgelder abzweigen und in die eigene Tasche wirtschaften. Und ich zeige mit dem Finger auf diese Leute, die sich auf Kosten der Armen einen fetten Bauch anfressen.“ „Borbor Bele“ rief auch den Informationsminister auf den Plan – er versuchte, Emmersons Anti-Korruptions-Song im Radio zu verbieten. Doch Emmerson legte sogar nach. Mit seinem Album „2 Fut Arata“ („Ratten auf zwei Beinen“), das pünktlich zur Präsidentschaftswahl in allen Plattenläden bereitlag, kritisiert er die raffgierige und unmoralische Klasse der Politiker noch viel schärfer.

Sierra Leones Superstars heißen Pupa Baja, K-Man, Emmerson, Jungle Leaders, Dry Eye Crew, und ausnahmslos alle äußern sich jeden Tag über die Politik ihres Landes. Sind die Musiker hier die Fackelträger einer außerparlamentarischen Opposition, der sierra-leonischen APO? „Auf jeden Fall“, sagt Emmerson, „wir zählen uns zu den Anführern dieser Opposition. Vor vier, fünf Wochen hat Präsident Koroma unsere Single gehört, und er sagte in einem Radio-Interview der BBC, Emmerson sei vielleicht der beste politische Berater, den wir haben. 2 Fut Arata sagt ja, dass korrupte Politiker keine Menschen sind, sondern gefräßige Tiere. Der Präsident findet diese Kritik gut. Und ich habe ihm gesagt – ok, wenn Sie mich widerlegen und mir beweisen, dass Sie es besser machen, dann widme ich Ihnen meinen nächsten Track und spreche nur gut von Ihnen. Aber wenn nicht, dann wird es Ihnen irgendwann ähnlich ergehen wie Ex-Präsident Tejan Kabbah.“ Also – er klingt schon sehr nach einem Politiker. Aber Emmerson will auf keinen Fall die Seite wechseln. Außerdem können 80 Prozent der Bevölkerung nicht lesen, daher setzt Emmerson auf Musik. „Ich kann den Inhalt einer ganzen Bibel weitergeben, aber nur mit meiner Musik. Ich

bin kein guter Redner, ich könnte nie Vorträge halten oder Reden schreiben. Aber wenn Instrumente im Spiel sind, dann geht es los. Ich fühle die Töne und dann sage ich automatisch, was ich denke. Es kommt aus meinem tiefsten Innern. Das ist für mich die politische Funktion von Musik – sie bringt mich zum Sprechen.“

5.3 Klin Salone – Die Stadt, der Müll und der Tod

Ich denke nach über David Carews Lieblingszahl. Einhundertsiebenundsiebzig – letzter Platz von 177 erfassten Ländern – sogar das Sahelland Niger ist gerade am westafrikanischen Nachbarn vorbeigezogen. Doch dahinter stehen handfeste Gründe – die Korruption auf allen Ebenen, die massive Arbeitslosigkeit, der Zusammenbruch des Staatswesens, die hohe Zahl der Menschen, die weder lesen noch schreiben können, und vieles andere. Kurz: 177 ist auch eine Chiffre für mehr als ein Jahrzehnt Bürgerkrieg in Sierra Leone. Aber für mich als Reporter macht sich die Zahl momentan ganz konkret an etwas anderem fest – am Müll. Denn durch den muss ich hier jeden Tag durch. Auch wenn sich die Zustände in den letzten drei Jahren extrem verbessert haben – Freetown erstickt noch immer täglich an seinen Abfällen und Fäkalien, und das macht die Menschen krank. Nirgendwo in Westafrika soll es so viele Ratten geben – und die übertragen hier bekanntlich alles, woran täglich gestorben wird, von der Cholera bis zum Lassa-Fieber. Jeden Tag sterben im Schnitt allein zehn Menschen an den Folgen der schlechten hygienischen Verhältnisse.

Immerhin hat Sierra Leones Hauptstadt zwei große Müllhalden – eine davon ist die King Tom Dumpsite, und die liegt mitten in der Stadt. Wegen der großen Masse von Abfällen aller Art und der kaum erträglichen Hitze gibt es immer wieder kleine Brände – die giftigen Rauchschwaden sind weithin sichtbar und rauben einem den Atem. Hier türmt sich alles, was der Mensch nicht mehr braucht – und was doch für manche noch irgendwie zu gebrauchen ist. Vom Müll der einen leben die anderen – und die kommen oft aus dem Slum von Kroo Bay, direkt neben der Müllhalde gelegen. Aber auch in Kroo Bay und anderswo kommt der Reporter zu Fuß an manchen Stellen gar nicht mehr durch, weil Berge von Abfall den Durchgang versperren – oder zu einer echten Mutprobe werden lassen. Dass die Menschen hier damit und teilweise davon leben müssen, macht mich immer wieder wütend, ganz einfach deswegen, weil diese Situation zum Himmel stinkt.

Die Bucht um das benachbarte Viertel von King Jimmy, wo die Fischerboote anlegen und die Marktfrauen direkt am Wasser Maniokblätter und Erdnüsse verkaufen, ist nicht mehr und nicht weniger als Freetowns Kloake.

Alles, aber auch alles wird hier direkt ins Meer geleitet. Ein Ring von braunem Wasser schnürt diesem Stadtteil die Luft ab, die Küste selbst ist zu einer Dumpsite geworden. Während ich mich noch frage, warum die Stadtverwaltung einfach nichts dagegen tut und wohin eigentlich die ganzen Weltbank-Gelder für Abwasserprojekte verschwunden sind, rolle ich plötzlich mit dem Auto direkt durch eine geplatze Toilettenleitung – bei 30 Grad Celsius und gefühlten 150 Prozent Luftfeuchtigkeit ist das nicht wirklich angenehm. Am Vortag hatte es heftig geregnet – typisch für diese Jahreszeit zum Ende des Hammatan. Der Müll wurde aus den Kanälen in die Straßen gespült, Seen von Exkrementen haben sich gebildet, weil die alten und ohnehin porösen Rohre dem Druck nicht mehr standhalten. Ich habe nun eine leise Vorahnung davon, was hier in der Regenzeit passieren wird, wenn tage- und wochenlang kräftige Niederschläge auf die Stadt niedergehen werden. Ganz zu schweigen von den ohnehin schlechten Straßen, die sich in Schlammrinnen verwandeln. Gegen die Massen von Abfällen kämpfen derzeit vor allem die tapferen Müllmänner der Organisation „Klin Salone“, was auf Krio soviel heißt wie „Sauberes Sierra Leone“.

Samstagsmorgen, sieben Uhr, in Freetowns Stadtteil King Tom. Mit dunkelblauem Arbeitsanzug und Schutzhelm steht Lamin auf der Ladefläche eines Handkarrens – er schafft Platz für noch mehr Müll. „Ich mag diesen Job“, sagt er, „zum ersten Mal im Leben habe ich eine richtige Arbeit. Seit einem halben Jahr bin ich bei Klin Salone – und ich bin stolz darauf.“ Lamin ist einer von Hunderten junger Menschen, für die der Müll sozusagen zur Rettung geworden ist – in einem Land, in dem zwei Drittel der Bevölkerung keine Arbeit haben. Insgesamt gibt es über vierzig Müllsammelgruppen in der Stadt, Lamin gehört zur King Tom-Gruppe, die ihren Stadtteil nach Kräften sauber hält. Immer am Samstag macht das fünfköpfige Team die Runde in der Nachbarschaft und sammelt den Müll der Abonnenten ein – der Preis dafür richtet sich nach der Müllmenge. Kaykay Maya und seine neunköpfige Familie sind Kunden der ersten Stunde. Pro Woche produzieren sie zwei große Säcke Abfall, und für den Abholservice zahlen sie umgerechnet vier Euro pro Woche – nicht billig für Sierra Leonische Verhältnisse. Aber Kaykay ist vom Service überzeugt. „Eigentlich kann man diese Dienstleistung nicht mit Geld aufwiegen. Mir gefällt das Mission Statement von Klin Salone. Wel Bodi na Gentri – Gesundheit ist unser Kapital.“

Bis heute hat Sierra Leone keine staatlich organisierte, geschweige denn landesweite Müllabfuhr, und noch immer gleicht die Hauptstadt Freetown an vielen Stellen einer Kloake – kaum vorstellbar, wie es noch vor zwei Jahren ausgesehen haben muss. Der halbherzig eingesetzte Meldendienst der Stadtverwaltung von Freetown war zusammengebrochen. Die Menschen befürchteten, im Unrat zu ersticken. „Das war schon ein Riesenproblem. Wir

haben zwar den Müll für uns gesammelt, aber wir wussten nicht mehr, wohin damit, dann flog alles hier herum“, erzählt Mayattu Keita aus der Nachbarschaft. „Die Moskitos wurden zur Plage, und die brachten die Malaria mit – es war furchtbar.“

Die Malaria ist geblieben, aber die Dinge haben sich trotzdem dramatisch verändert. Der unhaltbare Zustand rief damals eine Gruppe engagierter Jugendlicher auf den Plan – und mit Hilfe der GTZ, der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit, wurde „Klin Salone“ geboren. Mohammed Sankoh hat die Gruppe mitbegründet, heute organisiert er Nachtschichten für die Straßenkehrtruppen. „Freetown war eine sehr, sehr schmutzige Stadt, und wir als junge Bürger fühlten uns einfach verantwortlich – weißt Du, Sauberkeit hat fast etwas Göttliches.“ Neun Tage lang wurden damals über 12.000 Tonnen Müll aus den Straßen entsorgt und auf die beiden großen Müllhalden der Stadt transportiert. Heute, knapp zwei Jahre später, ist aus der improvisierten Müllabfuhr ein kleines, selbstbewusstes Unternehmen geworden. Ein nachhaltiges Projekt, das aus dem Stand fast achthundert Arbeitsplätze für junge Menschen geschaffen hat. „Manchmal werden wir verspottet, weil wir mit Müll arbeiten“, erzählt Mohammed. „Die Leute denken, wir wären nichts wert oder wären ungebildet oder so etwas. Aber das stimmt überhaupt nicht! Die Müllentsorgung ist ein wichtiger Sektor der öffentlichen Dienstleistungen geworden, man kann Waste Management sogar studieren. Für uns ist es ein guter, ein sehr wichtiger Job. Und was uns betrifft: Wir sind bereit, noch weiter in diese Richtung zu gehen!“ Mohammed ist stolz darauf, dass die Jugendlichen vom Meldedienst mittlerweile ihre Kosten allein über die Zahl der Abonnenten tragen können. Das ist harte Arbeit. Jeden Tag gehen sie von Tür zu Tür und akquirieren neue Kunden. Den Müll laden sie entweder direkt auf den großen Müllkippen der Stadt ab, oder auf verschiedenen so genannten Transit-Points – kleinen Müllhalden an strategischen Punkten der Stadt, die ebenfalls von Klin Salone verwaltet werden. Hier übernehmen dann die Kollegen, die von der Stadtverwaltung als ordentliche Dienstleister anerkannt und auch als solche bezahlt werden – ein klassisches Public-Private-Partnership: Nachts fegen sie die Straßen, tagsüber beladen sie die von Libyen gestifteten Müllautos. „Also, das sind keine Subventionen, das ist keine Charity, oder eine milde Gabe oder so etwas – nein. Das ist eine ökonomische Aktion!“, sagt Salua Nour, die Direktorin der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit in Sierra Leone. Sie setzt auf die Entwicklung der Privatwirtschaft, die der lange Bürgerkrieg fast völlig ruiniert hat. Sie weiß, dass genau hier, im so genannten informellen Sektor, die Arbeitsplätze liegen, die das Land so dringend braucht. Bei der Weltbank und der Stadtverwaltung musste die GTZ-Chefin dicke Bretter bohren, aber es hat sich gelohnt. „Und das Sys-

tem funktioniert“, sagt Salua Nour. „Also wir sind noch weit davon entfernt, den gesamten Säuberungsbedarf decken zu können. Aber die Stadt ist wesentlich sauberer als früher.“ Zustimmung kommt von allen Seiten – auch von Kunde Mohamed Pateba. Er jedenfalls mag gar nicht daran denken, wie Freetown aussähe, würde Klin Salone auch nur einen Tag die Arbeit einstellen. „Jeden Tag kommen sie hier vorbei und säubern die Straße, das ist klasse. Früher war das mit dem Müll eine Katastrophe, aber Klin Salone ist ein echter Ausweg aus unserem Müllproblem. Dieses System hilft uns, unseren Müll besser zu kontrollieren – damit er nicht die Straßen verstopft. Das ist ein großer Schritt nach vorne.“ Natürlich wird der Müll nicht weniger, nur weil er nicht mehr in den Straßen herumliegt. Die riesige Mülldeponie von King Tom liegt mitten im Viertel und ist mit ihren giftigen Dämpfen, dem verseuchten Grundwasser und den spontanen Bränden eine große Gefahr für die Anwohner. Aber Klin Salone leiste wichtige Pionierarbeit, findet Kay Kay Maya, und wird philosophisch. „Klin Salone – das ist doch mehr als nur eine Bezeichnung für die Müllabfuhr. Klin Salone sollte auch ein Symbol sein für das Großreinemachen in den Köpfen und Herzen der Menschen nach all den Kriegsjahren, damit die Sierra Leoner wieder an ihr Land glauben. Das heißt auch: Wenn der Verstand sauber ist, dann ist auch der ganze Körper, der ganze Mensch gesund. Wir alle sollten Teil von Klin Salone sein.“

Die Regierung hat mit der Weltbank einen Vertrag über 2,5 Millionen Dollar für den Müllsektor von Sierra Leone ausgehandelt. Als Gegenleistung wird das Freetown Waste Management System in ein privatwirtschaftliches Unternehmen mit dem Namen Freetown Waste Management Company umgewandelt. Dessen Partner bleibt der Dachverband Klin Salone mit seinen jugendlichen Müllmännern und -frauen. Mohamed Sankoh hofft, dass seine Beschäftigung als Mitglied der Jugendgruppe gesichert ist. Und natürlich nicht nur das. Er wünscht sich, dass die Regierung und die Weltbank am Beispiel Klin Salone endlich begreifen, wie man schnell Arbeitsplätze schafft. „Denn das Land braucht sofort achthunderttausend Jobs, damit es spürbar aufwärts geht!“ Und damit folgt er dem Mantra von GTZ-Chefin Nour.

Allein kann Klin Salone den Müll nicht bewältigen. Die neue Regierung unter Präsident Koroma hat den so genannten Cleaning Day wieder eingeführt. Am letzten Samstag im Monat müssen die Sierra Leoner auf Anordnung der Behörden bis Mittag zu Hause bleiben, um sich um ihren Müll zu kümmern. Das heißt: Raus damit auf die Straße, man kreierte seine eigene kleine Müllhalde und hofft, dass sie später abgeholt wird. Doch hier müsste jeder Tag im Jahr ein Cleaning Day sein. Und außerdem sollte man ihn auch auf die wunderschönen Strände ausweiten: Lumley Beach ist zwar berühmt

für seine Beach Bars und Sonnenuntergänge, aber auch berüchtigt für allerlei Klinikabfälle, die immer wieder an Land geschwemmt werden.

Nein, Schlusslicht der Welt zu sein, das sei nicht gerade ermutigend für die neue Regierung. Aber auch Finanzminister Carew und selbst Präsident Koroma müssen sich schließlich jeden Tag durch den Müll zur Arbeit fahren lassen. Und dann werden ihnen beim Blick durch die getönten Scheiben ganz bestimmt die tapferen Müllmänner von Klin Salone auffallen.

5.4. Aschobi – Swank Couture für ein neues Land

Nicht, dass es in Sierra Leone keine Models gibt. Aber ich frage mich die ganze Zeit, ob diese wunderschöne langbeinige Frau sich verlaufen hat. Sie scheint zu tanzen, und der glänzende Stoff ihres goldenen Abendkleids ist schon ein aberwitziger Kontrast zu der heruntergekommenen Umgebung. Wir sind schließlich mitten in Freetown, direkt neben dem Slum von Kroo Bay, und hier sind solche Anblicke eher selten. Kleine Kinder jubeln und staunen. Ich auch. Und dann fällt mir auf, dass ich gerade tatsächlich Zeuge eines ganz besonderen Fotoshootings werde. Es sind Aufnahmen für die erste Fashion-Kollektion von Modedesignerin Adama Kai.

Adama Kai heißt eigentlich Adama Kargbo. Sie ist erst 25, und sie versucht, Haute Couture in ihre vom Bürgerkrieg gebeutelte Heimat zu bringen. Die Laufstege in Paris und New York kennt sie gut – denn ihr Handwerk hat sie an der gleichen Modeschule wie Marc Jacobs und Donna Karan gelernt. Nach einigen Jahren in den USA ist Adama nach Sierra Leone zurückgekehrt, so wie schätzungsweise 50.000 andere Sierra Leoneer aus der kaufkräftigen Diaspora. Die Heimkehrer sind Adamas beste Kunden – gerade erst hat sie in Freetown auf der Pademba Road eine kleine Boutique eröffnet – Aschobi Designs steht auf dem Holz-Schild über der Tür. Aschobi, das bedeutet auf Krio soviel wie „besonderes Kleid für besondere Anlässe“.

Adama kennt die mit brutaler Coolness codierte Verzweiflung der Jungs von Blackstreet und Funkia. In ihren Augen drückt sich diese Verzweiflung nicht nur dadurch aus, dass die jungen Männer ihren Frust in Palmwein und Marihuana ertränken, oder dass die Mädchen anschaffen gehen, um ihre Kinder zu ernähren. „Nein“, sagt Adama, „die Menschen verleugnen sogar ihre afrikanische Identität, die offenbar jeden Wert verloren hat: Sie sind schon stolz, wenn sie falsche Versace-Klamotten aus China tragen.“

Natürlich kann sich bislang noch kaum jemand Adamas Kleider leisten – sie kosten umgerechnet zwischen 20 und 70 Euro. Aber die Designerin versteht ihre Mode nicht nur als Produkt, sondern auch als Symbol – als optimistisches Ausrufezeichen des neuen Sierra Leone: afrikanische Krea-

tivität und Schönheit gegen Chaos, Selbsthass und massive Minderwertigkeitskomplexe. „So wie Chanel für Frankreich steht, Ralph Lauren für Amerika und Versace für Italien, so soll Aschobi für Sierra Leone stehen“, meint Adama. Ein ehrgeiziger Plan. Ein kühner, ein mutiger Anachronismus, den sie hier versucht. Sie ist zurückgekehrt. Nach Hause – in ein Land, das mehr als zehn Jahre blutigen Bürgerkrieg hinter sich hat. Aber sie wagt auch einen Schritt in die Zukunft, einen Schritt in Richtung Normalität. „Ich vermisse New York und Paris, natürlich. Aber hier kann ich mehr erreichen.“ Ingeheim wünsche ich ihr, dass sie Recht behält.

Kleider, Röcke, Blusen, Hosen, Bikinis, Handtaschen; traditionelle afrikanische Muster, kombiniert mit Knallfarben und den modernen Schnitten des Westens: Aschobi ist ein höchst origineller Afro-Retro-Chic mit Anleihen in den eleganten Fünfziger und Sechziger Jahren. Damals waren Bama-ko und Dakar Afrikas Modezentren, Léopold Senghors Négritude wurde in den intellektuellen Zirkeln aufgesogen, der Kontinent war noch stolz und frei – und die meisten Kolonialisten endlich weg. Genau dieses Lebensgefühl will Adamas Mode ganz Westafrika zurückgeben: Den Glauben an eine ur-afrikanische Tradition der ständigen Erneuerung, die Kraft spendet für einen Neuanfang. Auch in Sierra Leone. „Kleider machen Leute“, heißt es – hier in Freetown bekommt dieser Satz eine neue Dimension. „Das hier ist Swank Couture“, sagt Adama stolz und lächelt. Auch „Swank“ ist Krio und heißt „Gut aussehen“.

5.5 Kampf um Anerkennung – Sichtbares und unsichtbares Leid

Als der Krieg zu Ende war, begann Jussu Jarka zu kämpfen. Er ist ein stolzer Mann. Der frühere Bankangestellte will sich nicht helfen lassen, als er den Kugelschreiber aus der linken Hemdtasche holt, um mir ein paar Telefonnummern seiner Freunde aufzuschreiben, die ich unbedingt noch treffen soll. Beschämt beobachte ich ihn. Dort, wo andere Menschen Hände haben, hat Jussu Jarka zwei stählerne Greifhaken, die über Drahtzugseile wie Zangen funktionieren. „Die Dinger verdanke ich den Fotos und Presseberichten, die nach dem Krieg in den USA erschienen sind. Ich kann alles mit den Prothesen machen, ich kriege damit sogar den Reißverschluss meiner Hose zu.“

Es geschah 1999, während der January Six Invasion, und Jussu Jarka erzählt so nüchtern und ohne Bitterkeit, als sei der Horror der Vergangenheit bloße Fiktion. Er hatte sich geweigert, bei den Rebellen des AFRC mitzukämpfen und war fortgerannt. Das war sein Todesurteil. Seine älteste Tochter konnte er noch warnen, aber er selbst wurde von zehn Männern geschnappt. „Ich hatte noch Glück“, sagt Jussu, „vor mir waren noch zwei andere dran.“

Die wurden an Ort und Stelle erschossen. Ich lag am Boden und hörte einen Kommandeur sagen, ‚Lasst uns an dem da nicht unsere Munition verschwenden.‘ Und dann haben sie mir beide Hände abgeschlagen, damit ich meinen ‚Fehler‘ nie vergesse. Aber ich lebe, ich bin achtundvierzig. Und ich bin heute Vater von sechs Kindern.“ Und Jussu Jarka ist heute auch Präsident der Amputees and War Wounded Association, die für mehr als 20.000 Überlebende in mühsamer Arbeit versucht, eine Lobby für die Schwächsten der Schwachen aufzubauen – für die Kriegsversehrten und Amputierten. „Natürlich frage ich mich – warum ich? Aber ich teile mein Schicksal mit so vielen anderen Brüdern und Schwestern, dass es erträglicher wird. Aber ich weiß auch, dass nicht jeder so offensiv mit seinem Leiden umgehen kann wie ich. Wer hat denn schon das Glück, dass ihm jemand solche Greifzangen spendet?“ Jussu Jarka lebt heute in Grafton, eine halbe Stunde außerhalb von Freetown, in einem der so genannten Amputee Camps. Die Regierung hat ihnen Land zugewiesen, finanziert wurde der Bau der Einfamilienhäuser vom Norwegian Refugee Council. Natürlich fühlen sie sich ausgegrenzt und abgeschoben, stigmatisiert und alleingelassen mit ihrem Trauma. Andererseits sind sie unter sich, niemand zeigt hier mit dem Finger auf sie. Jussu Jarka und seine Organisation wollen offen über die Verbrechen von damals sprechen, und sie kämpfen für Entschädigung. „Reparationen sind ein Zeichen der Entschuldigung seitens der Täter“, sagt er, „sie wirken wie Medizin, sie helfen uns, die Schmerzen ein wenig zu lindern.“ Jarka fordert die Einrichtung eines Kriegsofferfonds, aus dem die Amputierten und andere Opfergruppen Entschädigungen bekommen sollen. Ein Prozentsatz der Einkünfte aus dem Diamantenhandel soll das finanzieren. „Mein größter Wunsch wäre es, dass meine Leidensgenossen im ganzen Land die Finanzhilfen für ihre Häuser bekommen.“ Unermüdlich streitet Jussu Jarka für seine Forderungen – und stößt nicht immer auf offene Ohren. Der Staat ist klamm, und für die Unterstützung der Kriegsoffer sind kaum Strukturen geschaffen worden. So ist er ständig unterwegs, immer das Handy am Ohr, immer auf der Suche nach Anerkennung der Menschen, für die er kämpft. Mühsam muss er zu hohen Kosten im Mietwagen im ganzen Land seine Mitgliedsverbände besuchen, viele Kilometer zurücklegen, um mit Ministern und Nichtregierungsorganisationen zu sprechen – um am Ende doch nicht zu wissen, ob die Gespräche diesmal etwas gebracht haben. Aber aufgeben, das kommt für ihn nicht in Frage. Als ich Grafton verlasse, winkt Jussu mir lange nach. Seine metallenen Greifhaken wirbeln durch die Luft.

Sierra Leones Gesellschaft ist nicht nur von sichtbarem Leid gezeichnet, sondern auch von einem unfassbar stummen, unsichtbaren Trauma. Mindestens fünfzigtausend Frauen und Mädchen wurden im Krieg vergewaltigt und zum Teil als Bush Wives entführt, als Sklavinnen für sexuelle Dienste.

Kaum vorstellbar, dass es kaum Einrichtungen gibt, die sich um die überlebenden Opfer dieser Torturen kümmern. Graceland wurde von der Sozialtherapeutin Bondu Manyeh gegründet, einer warmherzigen kräftigen Dame Mitte Fünfzig, die mich sofort ins Herz schließt. Ihre Herzlichkeit nimmt mir die Angst, mich als weißer, männlicher Eindringling in einer völlig verkehrten Umgebung zu bewegen. Als ich Graceland zum ersten Mal besuche, bemerke ich sofort die ungewöhnliche Stille. Nur die Nähmaschinen rattern. Dreißig leere Augenpaare blicken mich an. Einige Mädchen versuchen es mit einem Lächeln. Dieses Haus ist ihr Kokon, der Schutzraum für kleine gepeinigte Körper und tief zerritzte Seelen, und mit jedem Blick, jedem Schritt spüre ich die Zerbrechlichkeit dieser Menschen.

Gerade hat Bondu mit den Mädchen die neuen Räume der kleinen Organisation in Goderich bezogen. Stolz zeigt sie mir ein frisch gestrichenes Klassenzimmer, in dem drei Gruppen gleichzeitig unterrichtet werden – Grundlagen im Rechnen, Schreiben und Lesen, etwas Gesellschaftskunde. „Sie haben ja nie etwas lernen können. Diese Mädchen haben alle mehrere Vergewaltigungen hinter sich, gerade in den letzten Kriegsjahren war es besonders schlimm. Ein paar von ihnen sind schwanger geworden.“ Ich frage, wie alt die Mädchen heute sind, im Jahr 2008. „Suna ist die älteste, sie ist 18.“ „Aber der Krieg ist doch schon seit sechs Jahren vorbei....?“, frage ich. Bondu nickt und schaut mich schweigend an. Mir stockt der Atem. Alle müssen sie damals Kinder gewesen sein.

Graceland setzt neben dem Unterricht auf praktische Ausbildung und hat sogar einen jungen Schneider eingestellt. Bei ihm lernen sie, wie sie Kleider, Taschen und Hemden nähen und batiken. Die Ergebnisse können sich wirklich sehen lassen. „Uns fehlt das Geld an allen Ecken und Enden“, klagt Bondu. Wie lange sie noch die beiden Mitarbeiter für die Buchhaltung bezahlen kann, weiß sie nicht. Sie muss Klinken putzen – bei UNICEF, beim Ministerium, bei nationalen und internationalen Nichtregierungsorganisationen. „Es sind nicht viele, die hierher kommen, um mit eigenen Augen zu sehen, was hier vor sich geht und wie wir kämpfen.“ Aber darüber redet sie nicht mit den Mädchen. Für ihre Schützlinge hofft sie aber, dass sie auf dem Kirchenbasar nächsten Sonntag ganz viele selbst genähte Kleider verkaufen.

Suna und ihre Freundin Asafa lächeln verstohlen, als ich sie bei der Arbeit beobachte und sich unsere Blicke kreuzen. Parallel zu dieser Beschäftigungstherapie bietet Bondu psychosoziale Betreuung an, viele Mädchen muss sie individuell betreuen, vor allem weil viele von ihnen in Beziehungen leben, in denen sie wieder missbraucht und vergewaltigt werden – auch nach dem Krieg. „Diese Gesellschaft ist krank“, sagt Bondu, „der Krieg hat uns verändert. Sierra Leone war immer ein armes, aber auch immer ein friedliches Land. Was ist nur aus uns geworden?“ Die Mädchen von Grace-

land sind auf der Suche nach dem richtigen Leben im falschen. Aber sie haben nur dieses eine.

5.6 Fambul Tok und Fourah Bay – Versöhnung in Sweet Salone

Mama Salone suffered
 And had nothing to offer
 Ten Years of war left us shattered
 With no hope to offer
 Openly we cried but no one came to our slump

The war has ended
 Many have repented
 Though others seem complacent
 Those that have died are truly gone
 The structures that were burnt
 Have been beautifully rebuilt
 Would our arms and limbs grow again
 Will those that have been made disabled
 Be able to toil again?
 Haa, the silent cry

Silently we have cried
 Is there any hope for us?
 The rebels were paid for their jobs
 Victims snubbed in their misfortune
 There is a silent pain a silent cry
 In the soul of those living with war
 The silent cry continues ringing
 With hardly anyone listening
 Have government heard about it
 Are there International Committees? Or
 Human Rights Activists? To notice that
 Silently, we are crying.

- Zainab Kamara, *“The Silent Cry”* (Fourah Bay College, 2008)

Zainab Kamara wäre froh, wenn sie wüsste, dass ihr Gedicht veröffentlicht wird. Sie hätte es nie zu hoffen gewagt, dass ihre Stimme gehört wird. Sie ist 25 Jahre alt und sitzt im Rollstuhl. Ihre Beine hat sie im Krieg verloren. Mit zerbrechlicher Stimme liest sie im Schatten des Pavillons mitten

im Freedom Park dem gebannten Publikum vor. Darunter sind Schulkinder, die den Krieg nicht mehr erlebt haben, und Studenten, die als künftige Elite des Landes versuchen, die Vergangenheit zu verstehen und ihre Lehren für die Zukunft daraus zu ziehen. Dazu gehört nach Ansicht des Studentenführers Reuben Lewis, immer wieder den Finger in die Wunde zu legen. Fourah Bay College, die Universität hoch über der Stadt, galt einmal als das Athen Westafrikas. Doch auch von dort ging der Tod aus, denn noch im Studentenalter erarbeiteten hier einige spätere Rebellenführer ihre Mordpläne. „Wir wollen ein Zeichen setzen, Fourah Bay will Ideen liefern, die dem ganzen Land dienen – ganz so wie früher“, erklärt Reuben. Dafür hätten er und seine Kommilitonen keinen besseren Ort wählen können als den Freiheitspark in der Stadt, in unmittelbarer Nähe zum Präsidentenbüro und den Ministerien. Aufbruchstimmung ist zu spüren, eine kollektive Suche nach Identität, nach Symbolen. So wollen die Fourah Bay Studenten gemeinsam mit dem Westafrikanischen Friedensnetzwerk erreichen, dass der 18. Januar zum Freedom Day erklärt wird. An diesem Tag wurde 2002 in Lomé das Ende des Bürgerkrieges besiegelt. „De war don don na Salone“, schreit Reuben mir ins Mikrofon. Der Krieg ist endgültig vorbei.

Reuben Lewis sieht die Initiative der Studenten als Ergänzung der Wahrheits- und Versöhnungskommission (TRC), die nach südafrikanischem Vorbild zwischen 2002 und 2005 die Menschenrechtsverletzungen in Sierra Leone dokumentierte. Und auch John Caulker, ehemaliger Mitarbeiter der TRC-Working-Group, betrachtet den mehr als 2.000 Seiten starken Kommissions-Bericht bis heute als eines der wichtigsten Vermächnisse der Versöhnungsarbeit. Aber er warnt davor, hier stehen zu bleiben. „Das war alles schön und gut, aber diese Art von Versöhnung ist nicht unser Weg“, mahnt er, und mit seiner Kritik steht er in Sierra Leone nicht allein. Caulker kritisiert, dass etwa die TRC und die Einsetzung des Sondergerichts für Sierra Leone zeitlich getrennt wurden. „Viele Täter kamen nicht zur TRC, weil sie befürchteten, später beim Sondergericht abgeliefert zu werden.“ Außerdem beklagt Caulker die mangelnde finanzielle Ausstattung der TRC. „Wir konnten keine ausreichende Informationskampagne führen, dazu kommt, dass ein Großteil der Bevölkerung nicht lesen oder schreiben kann, und dass die Menschen da draußen nichts von der rechtlichen Stellung der TRC wissen.“ Daher setzt Caulker jetzt auf einen anderen, einen wie er sagt „afrikanischen“ Ansatz, den Fambul Tok – das Palaver in der Familie. „Du kommst aus Europa, für Dich mag das weltfremd klingen. Aber wir haben es immer so gemacht, und wir hätten es auch nach dem Krieg so machen sollen, statt uns von den Vereinten Nationen diese Kommission aufzwingen zu lassen: Wir müssen uns auf unsere Tradition zurückbesinnen – wir müssen wieder

zusammen unter dem Baum sitzen und die Kolanuss teilen, so wie früher, als wir auf diese Art alle, aber auch wirklich alle Konflikte beilegen konnten.“ Nachdenklich fahre ich zurück nach Aberdeen. Ob Sondergericht, TRC, traditionelle Ansätze oder die studentische Symbolpolitik: Im riesigen Mosaik der sierra-leonischen Versöhnung mit sich selbst sind das alles sehr kleine Steine. Doch die Menschen sind dazu verdammt, an die Selbstheilungskräfte dieser geschundenen Gesellschaft zu glauben, es bleibt ihnen nichts anderes übrig. Nur wenn die Versöhnung gelingt, kann das Land wirklich den Neubeginn wagen.

„Die letzten 10, 15 Jahre lagen wir am Boden“, sagt Christiana Thorpe, die Leiterin der Wahlkommission. „Ich denke, das ist der Moment für Sierra Leone, endlich nach oben zu klettern, es ist eine goldene Gelegenheit, und wir sollten sie nicht verpassen. Wissen Sie, wenn man oben ist, hat man immer Angst, herunterzufallen. Aber wenn man unten ist – dann kann es nur aufwärts gehen!“ Sierra Leone steht an der Kreuzung zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Niemand weiß genau, wohin die Reise geht. „Hauptsache, sie geht weiter!“, findet Christiana Thorpe. Kaum ein Spruch fasst den Zustand des Landes besser zusammen, als der Aufkleber auf dem Poda Poda direkt vor mir: No condition is permanent. Für die einen spricht daraus tiefe Zuversicht, für die anderen mag dieser Satz eine Warnung sein.

6. Epilog

Die Sonne geht unter hinter Harry's Bar am Lumley Beach. Das letzte, eisgekühlte Star Beer. Der letzte Tag in Salone – morgen geht es mit der Fähre über die Bucht zum Flughafen – die Helikopter sind einfach zu gefährlich, außerdem sehe ich ein paar Tische weiter die ukrainischen Piloten sitzen, die wirklich keinen frischen Eindruck mehr machen.

Überall diese scharfen Zischlaute – so macht jeder auf sich aufmerksam, der etwas verkaufen will. Vor dem Bambus-Zaun der Strandbar bieten kleine Mädchen Erdnüsse an. Eines davon humpelt – ihm fehlt das rechte Bein, und natürlich hat es nicht das Geld für eine Prothese. Ein paar Meter weiter stehen die Fischer in einer langen Reihe hintereinander, es sieht aus wie Tauziehen. So holen sie schrittweise ihr Netz ein. Die Frauen warten schon ungeduldig, sie sind dafür verantwortlich, den Fang herauszuholen, nach Größe und Art zu sortieren, an Ort und Stelle auszunehmen, zu entschuppen, und dann direkt an der Beach Road vor dem UN-Gebäude, dem Mamy Yoko Hotel, zu verkaufen – wenn es sein muss, auch nach Einbruch der Dunkelheit. Auch wenn es dann hier unten am Strand sehr gefährlich werden kann.

Ich spüre plötzlich einen Zwang, mein Bier schnell auszutrinken, denn aus den Boxen dröhnt ausgerechnet Michael Jacksons *Heal the World*. Hilflose Versuche, die lächerliche Absurdität dieses Moments abzuschütteln wie eine lästige Fliege. *Make it a better place/ for you and for me and the entire human race*. Ich muss gehen. *There are people dying/if you care enough for the Living/make a better place for you and for me...* In der Ferne winkt mir Joseph zu, das Maskottchen der amputierten Fußballer, der *Culcha Man*. Er hat mich entdeckt, strahlt über das ganze Gesicht und humpelt auf seinen Holzkrücken immer schneller in meine Richtung – er weiß, dass ich morgen abreise. Ich warte auf ihn, aber ich habe keine Ahnung, wie ich ihm gleich in die Augen sehen soll. Ich bin Ngor Joe. Bruder Joe, der Sohn der Familie. *Salone, a de go*.

7. Dank

Es ist schwer, am Ende eines solchen Projektes einzelne Menschen herauszuheben. Nur ein kleiner Bruchteil ist erzählt, man wird niemandem gerecht. Dennoch: Ich möchte zuallererst meinen sierra-leonischen Freunden danken. Lamin, Abubakarr, Idriss, Edward, Rex, Titus, Michael, Mabinty, Philip, Bondu, Hannah, Freddie, Peter, Joseph, Solomon, Alusine und allen anderen: Ihr habt mir die Augen geöffnet. Meine Mitbewohner in Freetown waren treue Begleiter, hatten immer ein offenes Ohr für mich und haben mir geholfen, meine Erlebnisse zu verarbeiten. Besonderer Dank gilt auch Salua Nour, Karlheinz und Joan, den Teams der GTZ in Freetown, Kenema, Koidu und Kailahun, sowie Hildegard Scheu und Anne Jung von *medico international*. Danken möchte ich ganz besonders der Heinz-Kühn-Stiftung, ihrem Kuratorium und vor allem Ute Maria Kilian. Für ihre große Afrika-Begeisterung, ihre ansteckende Neugier, die stete Ermutigung und die große Geduld. Und dafür, dass sie an mich und an dieses Projekt geglaubt hat.